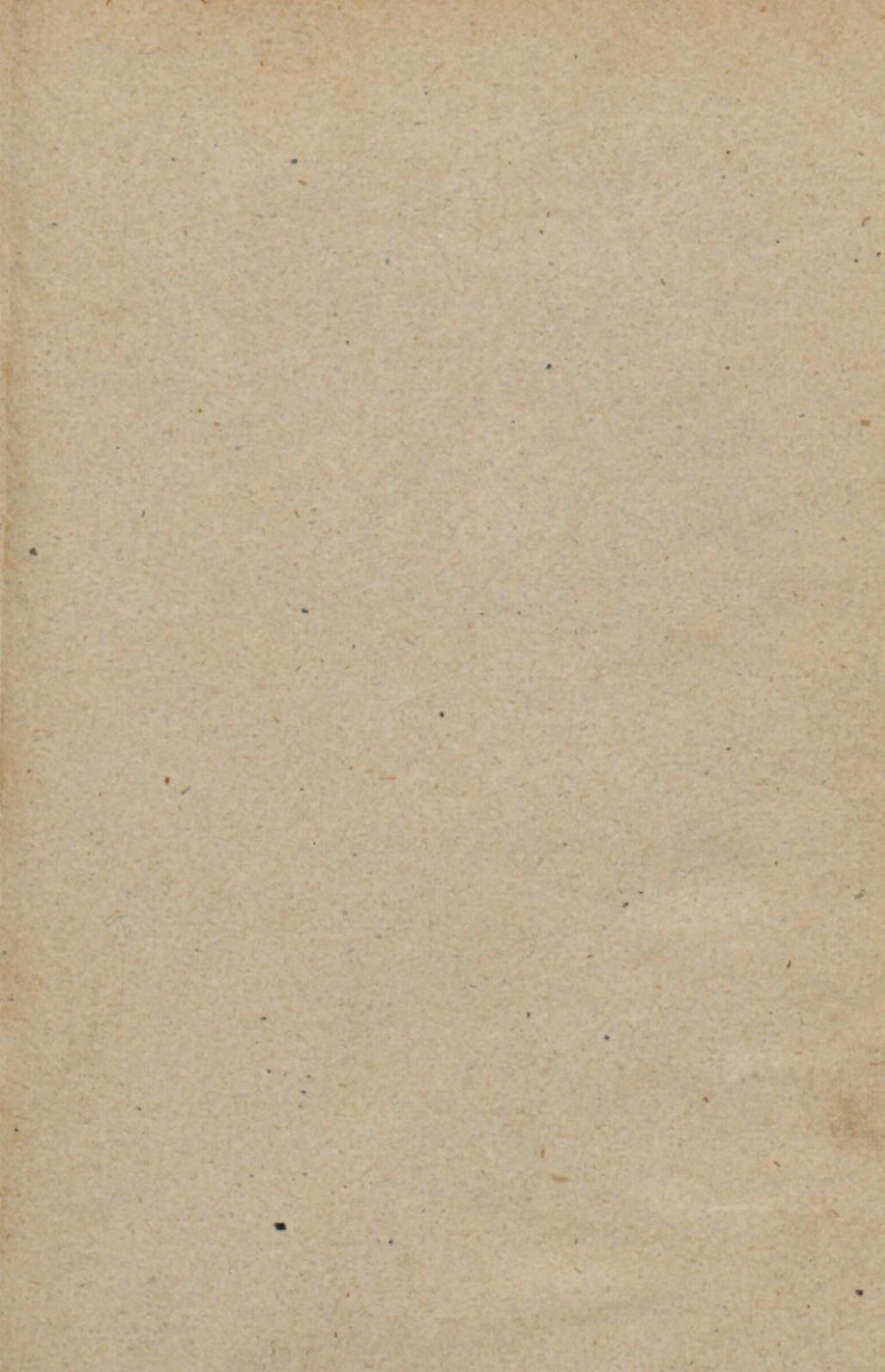
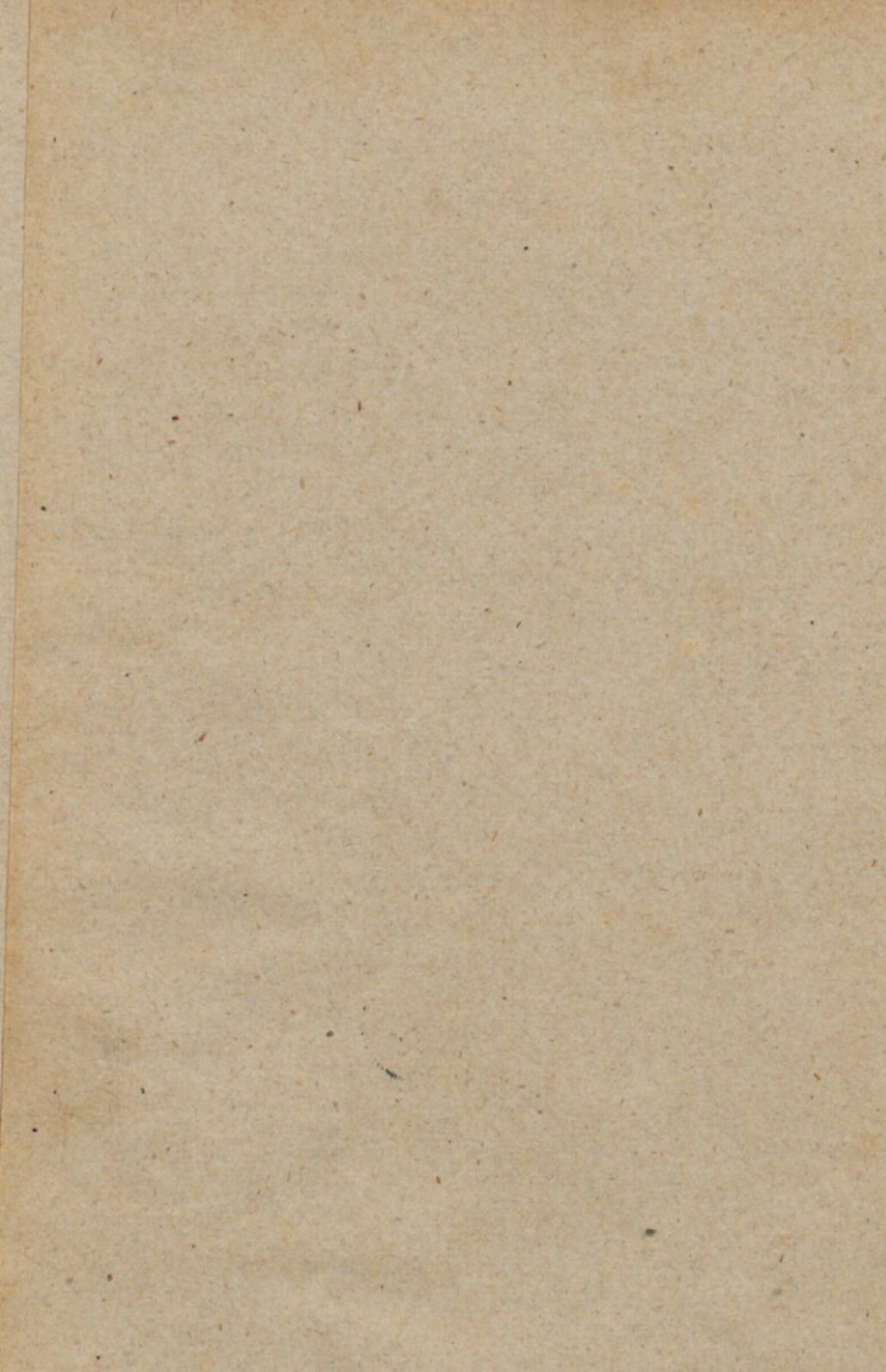


27226, I, F, C,
12 X

4/35





Land und Leute
der sächsischen Lausitz.

Von

B. Sigismund.

Verfasser der „Lebensbilder vom sächsischen Erzgebirge.“



J. A. Bergmannsberg.

(1861—1864)



I.

Landschaftsbilder.

Der Dampfwagen trägt so rasch durch die Kiefernwälder, welche die Gegend von Dresden nach Ost begrenzen, daß seine Insassen kaum Zeit gefunden haben, das liebliche Bild des eben verlassenen Elbthales verklingen zu lassen, wenn einzelne im Nu verschwindende Durchblicke verkünden, daß die Straße in neue schöne Landschaften führte: die Grenze der sächsischen Erblande, die Schwelle der Lausitz. Zur Linken öffnet sich ein weiter Blick über sanftwelliges Land, in dem Saatsfelder und Gehölze sich anmuthig mischen; zur Rechten haftet das Auge an einem nahen Zuge schöner waldiger Berge, die sich in mannigfachen Formen und Gruppen bis zur Neiße strecken und dort an das Jeschkengebirge anreihen.

Eine schmale mauergleiche Gebirgskette zwischen Böhmen und Sachsen, wie es nach der Frontansicht oder nach der Darstellung unvollkommener Generalkarten erscheint, ist aber das „Lausitzer-Gebirge“ keineswegs. Es stellt vielmehr eine ziemlich breite, wellenförmige Hochfläche dar, auf welcher einzelne Kuppen und von Südost nach Nordwest streichende, mit mehreren steilen Gipfeln besetzte Höhenzüge aufsteigen; die Eisenbahn verläuft nicht längs dem Fuße, sondern längs

der sanften nördlichen Abdachung des Gebirgs, welches hügelige Vorposten bis in die Tiefebene vorschiebt. Der Felsenkern dieses Berglandes ist Granit, der aber zum großen Vortheil des Reliefs an vielen Stellen von Basalt und Klingstein durchbrochen ist. Der Granit, der sich am Harz und an vielen andern Stellen reckenhaft wild gebart, trägt hier ruhige breite Formen; aber jene vulkanische Emporkömmlinge stellen meist schroffere, kühnere Gestalten dar und steigen wie Kuppeln und Thurmknäuse aus den flachen Dächern der Granitberge empor. Im Südosten schiebt sich eine Gruppe von Quadersandsteinbergen ein, welche hier, wie anderwärts, einen bizarren Barockstyl einhalten.

Es ist ein anmuthiges Stück der deutschen Erde, was man hier durchfliegt — so lautet wol das Urtheil Aller, die auf dem lausitzer Schienenwege fahren; vielleicht finden sich Manche an die schöne Bahnlinie erinnert, welche längs dem Nordfuße des Thüringer Waldes läuft.

Indeß verlassen hier lange nicht so viel Bergnütungsreisende den Dampfswagen, um ins Gebirg zu steigen, wie es in Thüringen geschieht. Das Lausitzer-Gebirg ist zwar mit vielen Reizen ausgestattet, welche einen nicht zu anspruchsvollen Wanderer in Mittelgebirge zu locken vermögen, ja es besitzt einige Glanzpunkte der Art, welche bei Luftreisenden in höchster Geltung steht; aber es befindet sich in der schwierigen Stellung, zwei der gewaltigsten Mitwerber in unmittelbarster Nachbarschaft zu haben, nämlich das Elbsandsteingebirg und die Sudeten, deren kühne Umrisse von allen seinen Gipfeln sichtbar sind. Deshalb ist das Lausitzer-Gebirg, obgleich einige seiner Sehenswürdigkeiten eine Stelle im rothen Buche Bädeler's gefunden haben, bisher kein in die Mode gekommenes und überfluthetes Wanderziel geworden. Wer weiß, ob auf tausend Norddeutsche, welche die Quellen der Ilm und Bode aufsuchen, vier kommen, welche die Spreequelle besucht haben!

Dagegen halten die Landesfinder ihr Gebirge in verdienten Ehren. Sie wissen löblicherweise das einheimische Schöne zu schätzen, ohne (was bei manchen Gebirgern der Fall war)

der Anregung durch Fremde zu bedürfen. Kaum giebt es ein aussichtlustigeres Bökkchen, als die Lausitzer; haben sie doch auf der kurzen Strecke von Bischofswerda bis Herrnhut fünf Aussichtsthürme erbaut, um ihre schöne Heimat recht nach allen Seiten überschauen zu können.

Ohne dem übrigen mit einem Luginland bekrönten Gipfeln Unrecht zu thun, läßt sich behaupten, daß die Aussichtsberge von Bauzen und Löbau dem Fremden am meisten zu empfehlen sind. Auch ein Naturfreund, der umschränkte malerische Ansichten manchen vielgepriesenen, landkartenähnlichen Aussichten vorzieht, wird sich durch den Rundblick von diesen Höhen belohnt finden, zumal wenn er den Zweck verfolgt, ein Reliefbild der ganzen Landschaft zu gewinnen.

Der Czorneboh (dessen wendischer Name den schwarzen Gott bedeutet) steigt eine Meile südlich von Bauzen über die Schlachtfelder von Hochkirch und Mehltheuer sanft empor zu einer Höhe von 1717 Fuß. Auf seinem waldigen Rücken ragen etliche Granitfelsen empor, welche Tempelmauern, Kanzeln und Altäre nachahmen. Da nun einige Felsblöcke sonderbare, wol durch Auswaschung besonders verwitterbarer Partien entstandene Gruben und Rinnen zeigen, so lag der Volksdichtung nahe, diesen Berg für eine heidnische Opferstätte zu erklären, zumal da neben dem schwarzen Gott ein „weißer Gott“ (der Bjeleboh) aufsteigt. Der Granit ist überhaupt die Felsart, an welche sich, auf dem Brocken und überall, die ältesten Sagen am liebsten anschlingen; darum hat die granitreiche Lausitz eine Auswahl von Teufelssteinen, Teufels-Kanzeln und Fenstern und von Höllen. Die Rundsicht vom Czorneboh, erleichtert durch einen sturmfesten Granitthurm, darf sich mit dem Panorama jedes deutschen Mittelgebirges messen. Sie umfaßt, im Westen durch die Höhen des Elbsandsteingebirges und im Osten durch die des Riesengebirges umrahmt, fast die ganze Ober- und Niederlausitz, im Vordergrunde die „goldnen Auen“ der lausitzer Fluren mit ihren weltgeschichtlichen Schlachtfeldern, im Hintergrunde die an Riefenenge-

hölzen reichen Niederungen. Viele Teiche, welche im Norden aus dem Waldgrün aufblitzen, ersetzen einigermaßen einen großen See oder Flußspiegel, welcher der weiten Landschaft als Auge zu wünschen wäre, da die Neiße, Spree und Elster, deren Flußgebiete man zum Theil überschaut, nicht merklich hervortreten. Im Süden erscheinen jenseit eines Längenthales die waldigen Höhen, welche die Lausitz von Böhmen trennen und hinter denselben einige dem Egergebiet angehörige Regelberge. Die Aussicht ist wirklich so reich und das Auge zum Spähen in duftige Fernen lockend, daß man beinahe das Steckenpferd eines lebenswürdigen Bauzener Herrn besteigen möchte, der an jedem geschäftsfreien schönen Tage seinen Ezorneboh besucht und die Aussicht mit derselben Lust und Gründlichkeit mustert, wie ein Astronom seine Sterne oder ein Sammler seine Steine oder Kupferstiche.

Auch der 1373 Fuß hohe Löbauer Berg hat einen begeisterten Liebhaber gewonnen, einen Freund, der sich nicht begnügen mochte, seine liebe Höhe häufig zu besteigen, sondern sie wirklich bezog und im Jahre 1854 mit einem Aussichtsthurme versah, wie vielleicht ein schlichter Bürger nie einen ähnlichen aufführen ließ. Dieser achteckige gußeiserne Thurm, dessen Wände so reich mit Fenstern und Maßwerk durchbrochen sind, daß sie fast einem Spitzengrunde gleichen, steigt 100 Fuß empor; eine eiserne Wendeltreppe führt auf seine drei Galerien. Die dazu verwandte Eisenmasse soll 1400 Zentner wiegen und der Bau 14,000 Thaler kosten. Die Hoffnung, dieses Capital durch das Eintrittsgeld auch nur leidlich zu verzinsen, war so unsicher, daß bloß begeisterte Naturfreude den Bäckermeister Bretschneider bewogen haben kann, einen Bau zu beginnen, der nach einer kurzen Reihe von Jahren Eigenthum der Stadtgemeinde werden soll.

Der langrückige und in drei Gipfeln aufsteigende Löbauer Berg ist eine geologische Berühmtheit. Er besteht aus vulkanischem Gestein, zum Theil aus Basalt, zum Theil (namentlich in der Nähe des Thurmes) aus der seltenen

Felsart des Nephelin-Dolerit, dessen krystallinisches Gemeng aus schwarzem Augit und weißlichem Nephelin-Feldspath die Reisenden einladet, sammelnden Freunden ein Pröbchen als Reisegabe mitzunehmen. Was aber besonders die Aufmerksamkeit der Steinforscher erregt hat, sind die auf der östlichen Kuppe oberflächlich liegenden schlackenartigen Doleritblöcke, welche offenbar durch Gluth gelitten haben. Welcher Art war die Hitze, die sie verschlackte? Litten sie als heidnischer Opferherd unter einer durch Menschenhand entzündeten Flamme oder wurden sie durch vulkanische Gluthen zu blasigen Schlacken? Wo die Gelehrten sich streiten, ist es nicht gerathen, eine Meinung zu äußern; doch sei die Frage gewagt, ob es nicht die Probe durch ein Octoberfeuer verdiene, um zu erkunden, ob wirklich ein Scheiterhaufen solche Dinge thun könne.

Die Aussicht, welche der „Löbauer Berg“ eröffnet, ist der auf dem Czorneboh genossenen ähnlich, bietet aber neue, lehrreiche und erfreuliche Blicke in das innere Berggehäuf der Oberlausitz, unter dessen zahlreichen Höhen sich einige Charakterköpfe hervorthun. Solche sind zumal: im Osten die Landskrone bei Görlitz, dann der 1120 Fuß hohe Hutberg, an den sich Herrnhut anschmiegt, der 1785 Fuß hohe Rottmar, in dessen Nähe die Spree quillt, noch mehr der 1580 Fuß hohe Oderwitzer Spitzberg, welcher sich durch die schroffen Abfälle seines Klingsteingegels hervorthut, und im fernen Südosten zwei hohe blauestige Bergrücken, welche die höchsten Gipfel des Lausitzer Gebirgs darstellen.

Von den letztgenannten, durch schöne Linien ausgezeichneten Bergen ragt der östliche langrückige, der Hochwald, etwa 2300, der westliche, mehr kegelförmige, die Lausche, etwas über 2400 Fuß über den Meeresspiegel. Der Felskörper von beiden besteht aus Klingstein, dessen massenhaft umherliegende Trümmerblöcke hier und da mit den rothen, beim Anhauchen duftenden Algen überzogen sind, welche die „Beilchensteine“ des Riesengebirges zu Andenken machen. Beide Berge sind schön bewaldet. Ihre Gipfel gewähren besonders südwärts einen überraschenden Blick. Es wird

nicht viele Wanderer geben, die Lust fühlen, die stolze Angabe der Gipfelbewohner zu prüfen, daß man allein auf böhmischer Seite 9 Städte, 22 Schlösser und 50 Dörfer sehe; aber der Anblick von Schaaren schöngeformter Regelsberge über welche die vorrückende Abendsonne ein Zauberspiel von Lusttönen ergießt, wird gewiß Aller Augen laben. Fürwahr, keine Höhe der sächsischen Gebirge vom Kapellenberge des Voigtlandes an bis zum Keilberg des Erzgebirges und zum Winterberge gewährt einen so schönen Ausblick in das schöne Nachbarland, wie dieses Laufitzer Zwillingspaar. Auf beiden Gipfeln finden Bergfreunde, welche eine Nacht in der Wolkennähe zu verbringen lieben und die Täuschungen des Wetters mit guter Laune zu ertragen wissen, eine so empfehlenswerthe Herberge, wie in den besten Sonnenaufgangs-Warten des Harzes oder des Riesengebirges. Welche von beiden Höhen das bessere Luginsland bilde, ist eine von Führern und Reisenden vielbesprochene Frage.

Am nördlichen Abhange dieser höchsten Zinnen des Laufitzer-Gebirges lagert sich eine Gruppe Quadersandstein-Berge von 1700 bis 1900 Fuß Höhe, welche durch ihre Felsengebilde großen Ruf genießen. Der Liebhaber schlichter Schönheit möge nicht verfehlen, auch ihren nördlichen, der Zittauer Flur zugewandten Abhängen einen Besuch abzustatten. Besonders lohnend ist der Besuch des Gebirgspasses, welcher von Zittau über Lückendorf nach Böhmen führt. Eine bequeme Straße, welche freundliche Rückblicke in die lachenden Fluren Zittau's gewährt, führt durch prächtigen bunten Wald, der parkartig durch saftige Wiesen unterbrochen ist, über den Bergkamm in das liebliche Wiesengründchen des Grenzortes Lückendorf, dessen Bach nach Böhmen rauscht. Von hier aus möge man nunmehr die benachbarten Thäler besuchen, welche wegen der Seltsamkeit ihrer Formen weitbekannt und vielbegangen sind.

Es sind enge, schluchtartige Thäler, in welchen phantastische Berggeister mit fecker Laune geschaffen zu haben scheinen. Hier tritt ein einzelner haushoher Fels auf

schwächlichem Gestell als „Reichstein“ frei hervor, dort ragen aus den Kiefern massige Felsmauern voller Klüfte und Scharten; an einem andern Ort ist der Felsenkamm eines Bergrückens wunderbar gekerbt und ausgezackt, sodaß er einem Hahnenkamm ähnelt; der Nonnenfels bei Johnsndorf besetzt eine enge Schlucht mit schroffen, an die Bastei des Elbthals erinnernden Klippen. Kurz, dieser Bezirk des Lausitzer-Gebirges ist eine kleine Sammlung von Naturgebilden, welche nach den sonderbaren Tropfsteinen mancher Grotten benannt sind und den Stolz der Führer ausmachen; er ist ein hübsches Gegenbild des Elbthales und des Adersbacher Grundes.

Diese Berühmtheiten erreicht nun freilich das Grotesken-Gebiet der Lausitz nicht, da ihm die Zierde eines Stromes und die Massenhaftigkeit der Elbthalfelsen, sowie die dämonische Bizarrerie der Adersbacher und Wächelsdorfer Schluchten fehlt; aber eine Seltenheit ist ihm eigen, die den Steinkundigen ernst beschäftigt und auch den Laien anzieht. Jedem, der in den hübschen Anlagen um die Stadt Zittau lustwandelt, müssen die zierlichen fuß- bis ellenlangen Säulchen aus Sandstein auffallen, mit welchem daselbst einige Blumenbeete umrahmt sind. Diese regelmäßigen vier- bis sechsseitigen Prismen, welche von Steinmезen geformt zu sein scheinen, sind Werke derselben Bildnerkraft, welche dicht daneben in Callot's Manier traumhaft-regellose Ungeheuerlichkeiten gestaltete. Sie finden sich im Quadersandstein bei Johnsndorf (im Rabensteinbruche), wo der Fels bald Scheitklastern, bald Orgelpfeifen darstellt. Während aber die Natur die bizarre Ornamentik der Landschaft durch das Wasser besorgen ließ, übertrug sie die Herstellung dieser formgerechten Gebilde der unterirdischen Gluth, von welcher verkühlend der Sandstein die mathematischen Körper nachahmte, in die sich der Basalt so oft absondert.

Der höchste Glanzpunkt des Zittauer Felsengebirgs liegt unfern der Stelle, wo sich der enge Thalspalt des Töpfer- und Ameisenberges nach der Stadtflur öffnet. Dies ist der

Dybin. In einem engen, schön gewundenen und von hohen Waldbergen umschlossenen Wiesengrunde ragt mit fast nackten, unhandlichschroffen Wänden ein mehr als thurmhoher, freistehender, gewaltiger Sandfelskegel von 1574 Fuß Meereshöhe empor, dessen Form nicht unpassend mit der eines Bienenkorbs verglichen wird. Seine bedeutendste, durch kühne Modellirung ergreifende Seite kehrt der ungeheure Felskegel nicht sowohl dem an seinem Südfuße malerisch gelagerten Weberdörfchen, als vielmehr dem nördlichen, einsamen „Hausgrunde“ zu, einer tiefen Waldschlucht, der wol unter allen Partien der Lausitz der Preis der Gebirgsmantel zukommt.

Phantastisch genug ist der an den Lilien- und Königstein erinnernde Dybin-Fels, von dessen nur auf Treppen ersteigbarem Gipfel man in enge, hochumwandete Thälchen schaut und bloß durch eine enge Bergpforte einen Ausblick in die freundlichen Auen von Zittau gewinnt. Was aber den Dybin vor allen seinen Felsgenossen auszeichnet, das verdankt er der Kunst, die hier im vollen Maße verstanden hat der Landschaft ein Bauwerk anzupassen. Wir besitzen in Deutschland manche schöne Ruinen von Klosterkirchen und darunter mehrere, welche — wie die zu Memleben, Thalbürgel und Paulinzelle — die Kirche des Dybin durch Alter und kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit übertreffen; aber in der Harmonie mit der Landschaft, im Anschmiegen an das Terrain, durch welches ein Bauwerk wie vom Naturgeist hingedichtet erscheint, überbietet gewiß der Dybin alle jene herrlichen Reste altdeutscher Kunst. Der kleine Gottesacker, der sich auf schmaler Felsterrasse an den Fuß der Ruine lagert, die halb in den Felsen gesprengten Kreuzgänge, welche zur Kirche emporführen, das schmale einschiffige Langhaus, dessen Wandung zum Theil der lebendige Fels und dessen Decke der Himmel bildet, der wol 80 Fuß hohe majestätische Bogen, der den Chor vom Schiff abschließt, die Fensterlücken, durch deren schwer beschädigtes gothisches Maßwerk dunkle Fichten hereinschauen — Alles das stimmt unter sich und zur Umgebung so wunderschön, daß der Be-

schauer nur einen Wunsch fühlt, nemlich den, einen Lichtbilderapparat zu besitzen, um eine Mappe voll herrlicher Architekturbilder mitzunehmen. Leider hat die Aussichts-Industrie auf dem Dybin=Gipfel, der kaum für ein Kloster Raum bot, eine Restauration und allerlei Zuthaten angefleht, die man von den obengenannten, im Thale liegenden Kirchen=Ruinen in unschädlicher Entfernung zu halten gewußt hat.

Die Geschichte des Dybin würde ein strenger Rationalist so zusammenfassen: Er war zuerst eine Raubburg, dann eine Büßeranstalt, zuletzt wurde er zu einem Stelldichein für Vergnügungsfahrten. Jedensfalls Wandelungen zum Besseren.

Ueber die Ritterburg, von der noch einige Trümmer stehen, berichtet ein Chronist des vierzehnten Jahrhunderts: „Daz woren die ersten rowber, die man ye in desem lande irkante; dacz czogen die hier (nämlich in Zittau) woren vndt zwbroschen das haws vndt vortreiben die Herren.“ Dies geschah im J. 1280, aber bald darauf hatten die Ritter, für die eine solche Felsenveste geschaffen zu sein schien, eine neue Burg erbaut, welche der Böhmenkönig, Karl IV., in der Mitte des 14. Jahrhunderts zerstören ließ.

An deren Stelle gründete dieser Herrscher für einige Mönche des (von den Benedictinern abgezweigten) Cölestiner=Ordens, die er von Avignon mitgebracht, im J. 1384 ein Kloster, das auf zwölf Brüder berechnet war. Er stattete seine Schöpfung mit liegenden Gütern und mit Zinsen aus, so daß das Kloster in Besiß mehrerer Dörfer und eines mit Mühle, Bäckerei und Brauhaus verbundenen Väterhofes in Zittau kam, in welchem Brot unter die Armen vertheilt wurde. Die Regel des Ordens war streng und scheint immer so befolgt worden zu sein, daß die Sitten der Mönche keinen Anstoß gaben. Schweigen war Hauptpflicht, nur Mittags war auf kurze Frist ein Zwiegespräch erlaubt. Lautlos schritten die ernstern, in weiße Kutten und schwarze Kapuzen gehüllten Männer einher, wortlos saßen sie in ihren Zellen. Der Dybin stellte

eine grabesstille Felseninsel dar. Für Fremde wurde in einer Felsen-Nische Brot und Wein zur Labung ausgestellt; Besuch kam nur am Gründonnerstag über die Schwelle, wo die Väter zwölf Zittauer Schülern die Füße wuschen.

Als die Hussiten gleich wilden Fluthen in die Lausitz drangen, brandeten ihre Schaaren machtlos an der Felsenburg des Dybin und konnten nur die Klosterdörfer verheeren. Die Cölestiner fühlten sich noch im Anfang der Reformationszeit so sicher, daß sie im J. 1516 ein Tochterkloster auf dem Königstein an der Elbe anlegten, welches jedoch schon acht Jahre später einging. Indes konnten sich die Dybiner Mönche, an deren Patmos die Hussitenstürme abgeprallt waren, vor dem Frühlingshauche der neuen Zeit nicht abschließen; Luthers Einfluß machte sich auch in ihre stillen Zellen geltend. Im J. 1525 verheirathete sich der Prior ihres Klosters zu Wittenberg; 21 Jahre später verließen die letzten Cölestiner den vereinsamten Dybin, um ihre Tage im Väterhose zu beschließen. Der König ließ die Klosterschätze nach Prag abführen und verpfändete die Liegenschaften der Stiftung dem Rathe zu Zittau, der sie im J. 1574 um 91,000 Thaler käuflich erwarb. Kloster und Kirche verfielen in Folge eines Brandes, der 1577 durch Blitzschlag entstand.

Da die Kirche erst im J. 1829 von dem Schutt befreit worden ist, der sich durch den Einsturz angehäuft hatte, so muß der Dybin, obgleich schon in früherer Zeit von Alterthumsfreunden beschrieben, abgezeichnet und besungen, erst spät zu dem wohlverdienten Rufe gekommen sein, in dem er gegenwärtig im In- und Auslande steht. Jetzt verkünden Ponies, Führer, Sträußchenhändler und Harfenspielerinnen hinlänglich, daß er zum modischen Wallfahrtsziele geworden ist.

Weit ernster und stiller, als um diese Klosterruine, geht es um das Kloster Marienthal her, welches zwei Meilen östlich von Zittau, nahe bei dem Städtchen Dstritz liegt. Dies Nonnenkloster ist eine Stiftung Kunigundens, der

Tochter des Königs Philipp von Schwaben, welche vielleicht ihr Gewissen von einiger Mitschuld am traurigen Ende ihres Vaters belastet fühlte. Obgleich sie dieser dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zum Dank für geleistete Dienste verlobt hatte, wurde sie im J. 1206 an den Böhmenkönig Wenzel vermählt; aus Grimm über diese und eine neue, noch größere Treulosigkeit ihres Vaters erordnete Otto denselben zwei Jahre später zu Bamberg.

Die alten Klostergebäude Marienthals sind wiederholt durch Kriegsverheerung und Brand zerstört worden; der jetzt bestehende, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammende Bau ist nichts weniger als ehrwürdig und schön, da ein Kokostyl, der seine Unformen nicht einmal durch phantasiereiche Ornamentik bemäntelt, gewiß für ein Kloster unvortheilhaft wirkt. Das Innere der eben restaurirten Kirche, vor deren Seitenaltären zwei prächtig geschmückte Heilige in gläsernen Särgen ausgestellt sind, macht mit seinen zahlreichen Fresken auf Gold und Lasurgrund einen prächtigen Eindruck. Einen zeitgeschichtlichen Ruf hat dieses reiche Kloster, in dessen Zellen gegen dreißig, meist aus Böhmen stammende Nonnen wohnen, dadurch erhalten, daß es von einer gefeierten Künstlerin zur letzten Ruhestätte erwählt worden ist. Die irdischen Reste der Sängerin Henriette Sonntag sind dem Wunsche der Verstorbenen gemäß aus Amerika hierher gebracht worden, wo ihre Schwester als Nonne lebt. Man irrt wol kaum, wenn man in der überaus wohl lautenden Stimme, die trotz ihrer demüthigen Gedämpftheit so ätherisch aus dem Chore betender und singender Nonnen hervortönt, die Stimme dieser Schwester vermuthet, welche eine aussichtsvolle Künstlerlaufbahn mit diesem stillen Aufenthalte vertauscht hat. Für ein der rauschenden Welt überdrüssiges Herz kann es kaum eine geeignetere Stätte geben, als die kleine Thalweitung der Reize, in welche sich das Kloster mit seinen Wirthschaftsgebäuden und Mühlen schmiegt.

Das Reizethal oberhalb des Klosters bis zu dem eine Meile entfernten Orte Hirschfelde, stellt in malerischer Hin-

sicht eine Perle unter den lausitzer Flußthälern dar. In seinem geschlängelten Grunde, dessen waldige Bergschranken neben dem rauschenden Flusse kaum der Straße Raum lassen, fühlt man am lebhaftesten, daß das freundlichreite Gebirge, dem es an wilder Kühnheit und düstrem Troze fehlt, wenigstens einige tiefernste Winkel voll Waldeinsamkeit besitzt.

Nächst diesem Theile des Reißethales würde ein Maler wol den Oberlauf eines Flusses schätzen, der in seinem Mannesalter durchaus nicht im Rufe der Romantik steht. Wem erweckt wol der Name der Spree Vorstellungen von landschaftlicher Schönheit? Und doch würden selbst die kritischen Berliner ihren Fluß wenigstens nicht übel finden, wenn sie ihn von seiner Quelle an bis Bauzen auf einer Strecke verfolgten, wo er klar und munter in einem schmalen, gewundenen Wiesengrunde zwischen und über Felsen rauscht und die Räder einsam gelegener Mühlen und Fabriken treibt. Dann schlingt sich die Spree in einem engen Felsenthale malerisch um das Vorgebirg, auf dem Bauzen fußt und rinnt dem sagenreichen Abgott-Felsen zu, wo ihr Bett unergründlich tief und Badenden verderblich sein soll. Dieser vielgenannte Fels, auf dem der Sage zufolge die Bildsäule des fabelhaften Gottes Flins gestanden hat, welche jetzt in Flußbette begraben liegt, ist der Markstein der Jugend für die Spree. Sie tritt nun in die Tiefebene, wird flachufrig, spaltet sich in Arme und rinnt langsam, aber oft überfluthend einer der seltsamsten deutschen Landschaften zu, dem Spreewalde der Niederlausitz, wo sie in vielen Armen zwischen düsterem Sumpfgewölz und bruchigen Wiesen dahinschleicht.

Das Tiefland der Oberlausitz ähnelt nur an seinem nördlichen Saume — besonders im Norden von Königswarthe — dem einförmigflachen, mit vielen Kieferheiden und Teichen versehenen Sandboden der Niederlausitz; der größere Theil des sächsischen Flachlandes ist durch sanfte, zuweilen bergähnliche Hügel belebt, welche manche freundliche Thälchen bilden. Die Landschaftsgärtnerei hätte hier

jedenfalls einen dankbareren Boden gefunden, als in der durch ihren Park berühmt gewordenen Muskauer Flur. Artland und Wiesengrund wechseln häufig mit „Busch“ (so heißt hier jedes Gehölz), kleine Schwellungen und Senkungen des Geländes geben manchen Pfaden hübsche Ausichts-Ueberraschungen, so daß selbst das Auge des Fußgängers nicht leicht ermüdet und öfter recht angenehm berührt wird.

Eine Reihe schlichtanmuthiger, flachhügeliger Landschaften bietet namentlich die Umgebung des Klosters Marienstern, das zwischen Bauzen und Ramenz liegt. Deshalb würde gewiß das benachbarte Dorf Schmedwitz, dessen Schwefelquellen und Moorschlambäder kräftige Heilmittel versprechen, mehr Besuch aus der Ferne anziehen, wenn für Unterkommen und Bequemlichkeit einer größeren Anzahl von Gästen gesorgt würde.

Einen besondern Reiz erhält der sanfthügelige und ebene Theil der Oberlausitz, namentlich die Umgebung von Bauzen, durch einen Zug isolirter Hügel von auffallender Form, welche fast die ganze Markgrafschaft von Ost nach West so dicht besetzen, daß auf einer etwa zehn Meilen langen Strecke gegen fünfzig hervortreten. Es sind kreisbogen- oder hufeisenähnliche, oft haushohe Erdwälle, welche einen Halbkrater einschließend nach außen steil abfallen. Manche haben einen Durchmesser von fünfzig bis mehreren hundert Schritten und könnten in ihrer Einfriedigung mehrere Bauernhöfe umfassen. Die bedeutendsten scheinen die Erdwälle von Grubshütz und Doberchau an der Spree, die von Göda, Dahren und Loga zu sein. Alle sind in der Nähe eines Baches so angelegt, daß sie demselben die Oeffnung ihres Bogens zuehren. An einzelnen von Rasen entblößten Stellen lassen einige dieser Ringwälle Reste verkohlten Holzes hervorblicken; es ist sehr zu wünschen, daß sie keine reichen Lager von Asche bergen, sonst würden sie der Zerstörung durch die Landwirthe, welche schon manch' ähnliches „Unland“ abgetragen haben, kaum entgehen. Schanzen oder Schwedenschanzen nennt der Deutsche,

hrodschischtscho, die Umwallung, der Wende diese Hügel. Sicherlich hatten sie denselben Zweck, wie die ebenfalls an Flüsse oder Sümpfe angelehnten Erdforts der Rothhäute, deren sich in den Staaten Newyork und Pennsylvanien mehrere Hundert finden sollen, und wie die Erdwälle der asiatischen Steppen. Es waren Zufluchtsorte, schlichte Burgen, in welchem die Nachbarn zur Kriegszeit ihre Habe bargen und vertheidigten*). Aber wer waren die Erbauer? Die wendischen Lausitzer, wenn sie nicht der ganz unwahrscheinlichen Ansicht huldigen, daß die Ringwälle Opferstätten gewesen, behaupten, jene Forts seien von ihren Voraltern angelegt, als dieselben von den Deutschen bedrängt wurden; die Deutschen dagegen, die Sennonen oder wie sonst die Germanenstämme geheißten haben mögen, die hier vor der slawischen Einwanderung hausten, haben diese Schanzen gegen die wendischen Eindringlinge aufgeführt, finde man doch solche Ringwälle (deren v. Heucker in seiner Geschichte des deutschen Kriegswesens viele aufzählt) auch in rein deutschen, nie von Fremden besiedelten Landschaften. Welche von beiden Ansichten die richtige sei, würde selbst dann noch schwer zu entscheiden sein, wenn Ausgrabungen Waffen und Schmuck zu Tage fördern sollten, da es an sichern nationalen Unterscheidungsmerkmalen für solche urzeitliche Kunstproducte mangelt.

Auf jeden Fall verleihen diese uralten Erdfestungen der Gegend ein besonderes Interesse. Der einsame Wanderer, der im Abenddämmern auf einer solchen Schanze steht, fühlt sich bald von schaurigen Phantasie-Bildern umschwebt. In der Einfriedigung der Schanze erblickt er geängstete Frauen und Kinder, tröstende und ermuthigende Greise, Knaben, welche die gekoppelten Hausthiere beschwichtigen und andere, welche Geschosse herbeitragen; auf der Höhe des mit Pfahlwerk umstarrten Walles gewahrt er

*) In Schmaradas Reise um die Welt lese ich, daß die Neuseeländer die Krater ausgebrannter Vulkane als natürliche Ringwälle zu Burgen benutzen, sowie sich einst Spartakus mit dem Sklavenheer im Besuv verschanzte.

Jünglinge und Männer, welche den Erdhügel, der ihr Theuerstes birgt, gegen die anstürmenden Feinde mit Bogen, Lanze und Art vertheidigen. Welches Kampfgeschrei, welches Angstgewimmer mag auf diesen Schanzen erklingen sein, wo jetzt die Bäume so friedlich säuseln! Wie manche Blutlache mag den Boden getränkt haben, wo jetzt Blauglöckchen und Sandnelken sprossen!

So gewähren diese Erdhügel eine Aussicht in die selbst für die Sage spurlos untergegangenen Nebelfernen der Urzeit, sie dürfen sich deshalb mit gewissem Rechte den Aussichtsbirgen gegenüberstellen, welche eine Vogelschau über das heitere Leben der Gegenwart bieten.

II.

Die Wendei.

Der Besuch der uralten Schanzen führt den Wanderer in Gegenden, welche für die Völkerkunde hohes Interesse haben. Sie sind der Sitz eines slawischen Stammes, der mitten unter Deutschen wohnend und seit Jahrhunderten einem deutschen Staat angehörig, sein Volksthum bis heute bewahrt hat. Es ist derselbe Stamm, der einst weite Strecken zwischen Elbe und Saale inne hatte, dort aber im Deutschthum aufging und nur in einzelnen Ortsnamen und wenigen Bräuchen fortlebt.

Das wendische Sprachgebiet, von den deutschen Lausitzern die Wendei genannt, dessen Mittelpunkt und Hauptstadt Budissin (Bauzen) ist, wird heutzutage ungefähr durch folgende Grenzlinien umschlossen. Im Norden reicht die Wendei bis an die Provinzgrenze, welche zugleich die sächsische Landesgrenze darstellt und schließt sich daselbst an das dreimal größere Wendengebiet der Niederlausitz an, dessen

Pulsader die Spree und dessen Mittelpunkt Kottbus darstellt. Im Osten ist die sächsische Wendei vom Löbauflusse derart begrenzt, daß die Stadt Löbau den südöstlichen Markstein bildet. Eine von hier bis nahe an Bischofswerda gezogene Linie, welche unfern der Eisenbahn nördlich von Cunewalde vorüberstreicht, stellt die der Provinzgrenze ziemlich gleichlaufende Südmarke der Wendei dar; im Westen wird das wendische Gebiet durch eine östlich von Bischofswerda nach Kamenz gerichtete Linie umrahmt, außerhalb deren aber die Städte Elstra und Kamenz liegen bleiben.

Auf diesem Gebiete wohnen die Wenden fast nur in den sehr zahlreichen, aber kleinen Dörfern, von denen im Durchschnitt zwölf zu einem Pfarrspiele gehören. Die im Gebiete liegenden Städte sind deutsch, nur die Vorstadt Seydau in Bauzen ist von Wenden besetzt. Man giebt die Zahl der sächsischen Wenden auf 49,217 an, welche 399 Gemeinden angehören, so daß durchschnittlich nur etwa 125 Seelen auf eine Gemeinde kommen. Die große Mehrheit der Wenden gehört dem protestantischen Bekenntniß an; die Anzahl der Evangelischen soll gegen 40,000 betragen. Sie bilden 322 Gemeinden und werden in 26 Kirchen von 30 Geistlichen und in 56 Schulen von 65 Lehrern erbaut und unterrichtet. In den Städten Bauzen, Kamenz, Löbau und Weissenberg sind Kirchen, in denen regelmäßig wendisch gepredigt und gesungen wird. Die katholischen Wenden besitzen sechs Pfarrkirchen, darunter eine städtische (in Bauzen) und 12 Schulen. Die Gesamtzahl der in der Ober- und Niederlausitz ansässigen Wenden wurde im Jahre 1849 auf 100,266 angegeben.

Ohne für die Genauigkeit dieser Zahlen bürgen zu können, dürfen wir doch behaupten, daß die Serben — so nennen sich die Wenden, die westlichsten aller Slawen, selber — neben ihren Vettern, den Kassuben, einen der kleinsten Stämme der großen slawischen Familie darstellen.

Ihre Sprache soll am meisten der böhmischen und polnischen ähneln, aber immerhin von denselben so stark abweichen, daß der Wende sich mit diesen nachbarlichen Ver-

wandten nicht verständigen kann. Er bezeichnet den Deutschen als „den Stummen“ (Njemsk) und ist in Bezug auf seinen nächsten slawischen Verwandten selbst ein solcher.

Aber nicht bloß vom Verkehr mit den größeren Slawenstämmen sind die Wenden sprachlich abgeschlossen, auch ihr eigener kleiner Stamm selbst ist dadurch tief zerklüftet, daß die Sprache der Oberlausitz beträchtlich von der Niederlausitzer abweicht.

Das Serbische der Oberlausitz zerfällt in mehrere Mundarten: in die Löbauer, welche für die schönste gilt, in die zur Schriftsprache erkorene Budissiner, in die Mundart der Heidegegend, in den Grenzdialekt und die Ramenzer oder katholische Mundart, welche auch in der Schreibart manigfach von der Budissiner abweicht.

Die wendische Sprache klingt dem deutschen Ohre zwar weniger weich als die polnische und russische, aber lange nicht so rauh, wie die gedruckten, an Mitlautern überreichen Wörter vermuthen lassen. Ihre vielen Zischlaute werden größtentheils durch ein angefügtes *j* erweicht, dagegen erklingt oft als Auslaut ein dem Schweizerischen ähnliches, hartes *ach*. Einen flüchtigen, gleitenden Rhythmus erhält die Sprache dadurch, daß in mehrsilbigen Wörtern der Ton stets auf der ersten Sylbe ruht.

Die Grammatik des Wendischen (von welcher J. C. Schmalzer in seiner kleinen Sprachlehre, *mawa serbska zyschnika*, und einem Lehrbuche nach Ahns Methode den bequemsten Einblick gewährt) bietet einem nicht gerade zu Sprachstudien Angelegten solchen Formenreichtum, daß er zurückbebt. Sie hat einen Dual für Declination und Conjugation, zwei überzählige Casus (Lokativ und Socialis), drei Geschlechter, acht Declinationen und sechs Conjugationen.

Einige kleine Sprachproben sind vielleicht einem Leser, der nie Wendisch gehört, nicht unerwünscht. Wir schreiben sie so, wie die Aussprache lautet. Nan a matsch Vater und Mutter. Luby bratr a luba sotra lieber Bruder und liebe Schwester. Je bratr stowy ist der Bruder gesund?

Moy nan mein Vater, nasch nan euer Vater, wasch bratr euer Bruder. — Domo das Haus, domu des Hauses, doma zu Hause, domoi nach Hause. — Dobre ranje guten Morgen, dobra noz gute Nacht! Pomhai Boh Gott helf! Ja so dschakuju ich danke Ihnen! — To je mawo das ist wenig, to njeje mawo, das ist nicht wenig. Hai ja, nje nein. — Sym, sy, je ich bin, du bist, er ist; der Dual des Hilfsverbs heißt smoi, slai, stai, der Plural smy, schje, su; bjech ich war, sym byl ich bin gewesen, budu ich werde sein. Rydschu, rydschisch, rydschi, rydschimy, rydschitsche, rydscha ich rede, du, er u. s. w. Rydschach, ich redete, sym rydschal ich habe geredet, rydschetsch ich werde reden.

So wildfremd diese Sprache dem Deutschen lautet, so erkennt er doch dann und wann Wörter, die auf einen gemeinsamen Wurzelstock des Wendischen und Deutschen hinweisen (z. B. bratr, domo, syn Sohn, sotra, dwei zwei, schjetsch sechs, ty du); noch öfter findet er ins Wendische übergefielste deutsche Wörter, besonders für Errungenschaften der höhern Civilisation, so: stwa Stube, kuchina Küche, durje Thür, torm Thurm, kachlje Ofen, stolz Stuhl, taler Teller, kana Kanne, tolér Thaler, krosj Groschen, wachtar Wächter, forman Fuhrmann, tyscher Tischler, murerj Maurer, scholta Schulze, molerj Müller, bur Bauer, schtrympy Strümpfe, stunda Stunde, kjer-muscha Kirmeß.

Die an der Nord- und Westgrenze der Wendei wohnenden Serben, besonders die Nachbarn der Städte, sprechen fast alle fertig deutsch. Sie lernen es in den Schulen und haben im Marktverkehre fortwährend Uebung im Sprechen, da ihre deutschen Abnehmer fast nie Wendisch lernen. Das Wendendeutsch, welches natürlich der Lausitzer Mundart folgt, hat einen fremden Klang nicht nur durch die Aussprache (ai sagt der Wende für ei und setzt Wörtern, die mit einem Selbstlaut anfangen, einen Hauch vor, z. B. „Harbait“ für Arbeit), sondern auch durch manche Solözismen. So läßt man öfter den Artikel aus („wenn

Wasser kleen ist“), braucht mich statt mir, und bevorzugt die schwache Conjugation („ich grabte“).

Im Innern der Wendei, besonders längs der Spree (der Stodwendei“) fühlt sich dagegen ein Deutscher nicht selten wirklich als „Stummer“, er erhält hier auf seine Fragen öfter keine oder die immer mürrisch klingende Antwort des Nichtverstehens. In manchen Dörfern dieser Gegend soll nur Pfarrer und Lehrer ordentlich Deutsch können; indessen geben die Lausitzer Deutschen ihren Nachbarn Schuld, mancher Wende spiele den „Kannitverstan“ nur deshalb, weil er zu bequem und den Deutschen nicht „grün“ sei.

Die Wendei ist eine fast rein ackerbauliche Gegend, darum stellen ihre Bewohner meist kräftige Gestalten dar. Bekannt sind die Wenden als tüchtige Soldaten. Auch die Frauen und Mädchen sind derbe, gesunde Naturen. Die Gesichtsbildung der Bauern läßt die slawische Grundform meist erkennen; besonders kenntlich sind die Bewohner des Klostergebietes durch ihre Gesichtszüge.

Die alten Trachten und Sitten haben sich am zähesten in dem katholischen Bezirk erhalten, dessen Mittelpunkt das Kloster Marienstern ist; überhaupt scheint das Volksthum dieser „Klosterbauern“ die ursprüngliche Eigenart des Stammes am reinsten darzustellen.

Wie bei allen Völkern sind auch bei den Wenden die Frauen der alten Tracht am treuesten geblieben. Den Kopf verhüllen sie zu Haus und im Freien mit einem kunstlos gefalteten, unter dem Kinn gebundenen Tuche, dessen blumenrandiger Zipfel bei den Katholikinnen, welche braune Kopftücher führen, fast den ganzen Rücken bedeckt. Ehefrauen tragen unter der allgemein üblichen Rattunhaube, die mit einer schwarzen Nackenschleife besetzt ist, ein weißes, über den Stirnsaum der bunten Oberhaube vorsehendes Zwirnnetz und bekleiden die Brust statt mit einem Nieder mit einem zugeknöpften Leibchen. Die Katholikinnen tragen einen steifen Brustlatz, fast wie die Altenburgerinnen. Das Kamisol der Wendin hat Schinkenärmel und ist meist bunt,

den Rock tragen besonders die katholischen Frauen sehr faltenreich. Auf dem Felde gehn fast alle Frauen und viele Männer barfuß. Ein weißes Stirnband bezeichnet die leichte Trauer; in der Volltrauer hüllt sich die Wandin in einen weißen, die ganze Gestalt von Kopf bis zu Fuß einschließenden Ueberwurf, der etwa die Form eines Bettuches hat.

Die Männer tragen bei der Feldarbeit eine kurze, dem polnischen Rock ähnliche Pikesche, Sonntags einen langen Tuchüberrock. Im Winter ist der Schafpelz beliebt. Für die Weste wählt man gern die rothe Farbe; als Fußbekleidung dient der steife Stiefel.

An den Grenzen der Wendei soll die Nationaltracht fortwährend an Geltung einbüßen, selbst der schwarze Trauerflor hat bei einem Stamme, dem Weiß als Trauerfarbe gilt, Platz genommen. Beklagen würde das Untergehen der wendischen Tracht nur ein Solcher, der alles Alte erhalten zu sehen wünscht, denn sie ist, wenn auch nicht auffallend häßlich, wie die Altenburger, doch so wenig kleidsam, daß es wol noch nie einer Dame, die sich sonst gern als russische oder polnische Bäuerin verkleidet, in den Sinn gekommen ist, als Wandin zum Maskenballe zu gehen. Uebrigens scheint auch diese eigenthümliche Bauerntracht nicht frei von fremden Beimengungen, da unter den Namen der Kleidungsstücke mehrere deutsche vorkommen (howzy, laz, mantyl, schorkuschka Schürze, schtrympica).

Interessant wäre es zu wissen, ob sich in den nunmehr germanisirten Wendenorten der Lausitz Sprache oder Tracht früher verloren hat; das Verhalten der Altenburger scheint anzudeuten, daß den Wenden ihr Nationalkleid noch mehr ans Herz gewachsen ist, als selbst die Muttersprache. Thatsache ist, daß gerade die reichsten Bauern der Wendei, die Klosterbauern, am wenigsten Lust zeigen, ihre Tracht aufzugeben; sie lassen zwar gern ihren Reichthum sehen, geben bei Festen kostspielige Gelage und prunken bei Aufzügen mit stattlichen Gäulen und schönen Geschirren, aber

sich oder ihre Töchter in städtische Tracht zu stecken, soll keinem einfallen.

In Stände gliedern sich die Wenden nicht, sie sind, wie die Donauserben, ein Slawenstamm ohne Adel. Die Besitzer der Rittergüter ihres Gebietes sind sämmtliche Deutsche. Aber deshalb herrscht keineswegs Gleichheit. Der Bur (Großbauer), der eine etwa 30 Morgen umfassende Hofe besitzt, worauf er zwei Pferde und etwa 20 Rinder halten kann, wird kaum jemals seine Tochter einem Pollenjk (Halbhüfner) oder gar einem Budarj geben, der nur Garten und Haus besitzt. Großbauern finden sich hauptsächlich in der Klostergegend bei Ramenz; in den Rittergutsdörfern wohnen viele vom „Gute abgebaute“ Gärtner und Häusler, welche meist als Tagelöhner auf dem Hof arbeiten. Der Schulze (scholta) ist, zumal wenn er zugleich Schenkwrth (Kortschmarj), ein hochangesehener Mann, fast immer bekleidet ein Reichbegüterter dies Amt. Im Gemeindeleben ist bemerkenswerth, daß die Bauernversammlungen im Sommer meist unter der Dorflinde stattfinden und daß der Schulze die Nachbarn auf eigne Art zusammenruft; er läßt nämlich ein Krummholz (kokula) oder einen hölzernen Hammer im Dorf umhergehn, an dem die Ladung angeheftet ist, dieser Briefbeschwerer wird von Haus zu Haus gereicht oder dem Nachbar über den Zaun zugeworfen.

Die wendischen Dörfer unterscheiden sich von den deutschen der Lausitz zunächst durch ihre Kleinheit, dann durch die dichte Stellung ihrer Gebäude zu geschlossenen Gassen. Der altwendische Bauplan (eine einzige zweizeilige Gasse mit der Kirche in der Mitte) ist an vielen Orten verwischt. Die Wohnungen kehren ihre Giebel der Gasse zu, haben nur ein Erdgeschoß und bestehen aus Fachwerk oder aus Schrotwänden. Bunter Anstrich, Schnitzerei und Inschriften scheinen ganz zu fehlen. Jene eigenthümliche Ueberbrückung der Fenster durch Holzbogen, welche von der Saale an bis ins Voigtland für ehemalige Wendenorte bezeichnend ist und sich auch in den Lausitzer Weberorten häufig findet,

sieht man in der Wendei nicht regelmäßig, nicht einmal häufig. Leider wußte Niemand zu berichten, ob diese Eigenheit der Bauart früher allgemein gewesen sei. An der dem Hofe zugekehrten Langseite des Hauses springt das Strohdach stärker vor, so daß es eine Art Laube bildet, der aber eine Freitreppe fehlt. Die Häuser, selbst die Hütten der Armen, sind in gutem baulichen Stande, ihr Strohdach wohlerhalten und ihr ganzes Aussehn so wohnlich, daß ein Wanderer, dem Bilder von polnischen und kassubischen Dörfern vorschweben, freundlich überrascht wird. Blumengärten vor den Fenstern sind selten, und noch seltner wohlgepflegt. Die Ställe liegen unter demselben Dache mit dem Hause; die Scheune steht abgesondert, ihr Thor trägt öfter das Balkengerüst nach außen, was in den ehemals wendischen Gebieten des Voigtlandes und Egerlandes Regel ist.

Beim Eintritt ins Haus gelangt man in eine Flur, welche zugleich die Küche vorstellt. Flur und Stube sind meist ohne Bretterdielen, nur mit Estrich aus Lehm versehen. In der niedrigen Stube nimmt der Ofen und seine „Hölle“ großen Raum weg, er ist mit Bänken, Ofentopf und Trodenstangen ausgerüstet. Um den Tisch laufen Wandbänke. Das Schüsselbrett ist der hauptsächlichste Wandschmuck, Wandbilder sind selten. An den Thüren fand ich die Wochentage oft mit deutschen Anfangsbuchstaben angekreidet. Auch die Namen mancher Stubengeräthe erinnern ans Deutsche, so spihel der Spiegel, taler Teller, wanja Wanne, schtanda Wasserständer, twela Quele, Handtuch, hedschka Hütsche, Fußschemel. In Stall und Scheune gelten nur echtserbische Worte, unter den Ackergeräthen hat blos der Pflug (pluh oder pwuh) einen entlehnten Namen.

Die Wohnstuben der Wenden, soviel ich deren sah, kommen an Sauberkeit denen der meisten mitteldeutschen Ackerbauern gleich, ohne Zweifel sind diese westlichen Slawen ebenso die reinlichsten Glieder ihrer Familie, wie die Holländer und Engländer unter den Germanen.

In der Genügsamkeit wetteifern die wendischen Bauern

mit den Bewohnern der sächsischen Gebirge; doch ist ihre Kost nahrhafter und der Kaffee hat nicht dieselbe Herrschaft wie dort. Zum Morgenbrot dient eine Suppe, zum Mittagessen ein Gericht aus Milch, Quark, Mehl und Kartoffeln; Heidegrüße wird in der sandigen Niederung viel genossen. Fleisch kommt nur Sonntags auf den Tisch. Unter dem Gebäck sind die Blinksen, deren slawischer Name auch in längst germanisirten Wendenorten anderer Gegenden geblieben ist, in hohem Ansehn. Mohnsamen braucht man hier nicht als Zukost, obgleich dies von Schlesien an durch den ganzen slawischen Osten gelten soll und auch in den ehemals wendischen Orten Thüringens Brauch ist. Bei Festgelagen, wo aufgetragen wird, daß sich die Tischplatten biegen möchten, wird die Suppe nicht zu Anfang des Gastmahls, sondern als Zwischengericht aufgesetzt.

Von den Getränken scheint der Branntwein beliebter zu sein, als das Bier, obgleich das Sprichwort sagt: Palenz je walenz, d. i. Branntwein ist ein Umwerfer. Indes sieht man, außer bei außerordentlichen Festgelagen, keine „Ungeworfenen“; die Wenden dürfen nicht nur in Betreff ihrer Reinlichkeit, sondern auch ihrer Nüchternheit unter ihren slawischen Brüdern einen Ehrenplatz beanspruchen. Wie sehr zeichnen sie sich durch diese Tugenden namentlich vor ihren nächsten Verwandten, den Kassuben, aus, denen die Trunksucht als allgemeines Laster zugeschrieben wird!

Geselligkeit ist ein Hauptzug des wendischen Charakters. Die Wenden sind unter sich vielleicht noch gesprächiger, als die deshalb berühmten Sachsen. Ich habe öfter die Unterhaltungsgabe wendischer Leute bewundert, welche ich unterwegs stundenlang plaudern hörte, ohne daß nur eine minutenlange Stockung in das Gespräch kam. Wenn die Wenden den Deutschen gegenüber weniger mittheilsam sind, ja oft zurückhaltend und mißtrauisch erscheinen, so liegt das wol größtentheils an dem Zwange der fremden Sprache, in der man sich nie nach Herzenslust ergeht und immer ängstlicher bewegt als in der Muttersprache.

Für die Alten ist das Wirthshaus die Hauptstätte des Verkehrs, für die Jugend der Tanzplatz und die Spinnstube.

Die Tanzlust der Wenden ist fast Leidenschaft zu nennen. Ihr Nationalreigen (serska) hat in Melodie und Bewegungen Eigenthümliches. Die Tänzerin bewegt sich eine Zeit lang allein, dann wird sie von ihrem Tanzgenossen umkreist, der durch Stampfen, Singen und Jauchzen seine Sehnsucht ausdrückt, endlich reicht sie ihm die Hand zu gemeinsamem Tanzen und dann nehmen mehrere Paare am Rundtanze theil. Ein Tanzliedchen, wie man sie noch häufig statt oder neben der Musik singt, lautet so

Njemski rady rejwam,
Serski hischtscha radsjo,

d. i. deutsch tanz ich wohl gerne, wendisch noch viel lieber. Jetzt scheint das Gegentheil wahr zu werden; die Alten klagen, daß deutsche Tänze überhand nehmen und gute Serskatänzer selten werden. Die dreisaitige Geige (husla) ist sammt Hackebret und Schallmei verschollen; dagegen läßt man noch zuweilen einen Dudelsackpfeifer aufspielen.

Die Spinnstubenzeit reicht vom Burkhardstage bis zur Aschermittwoch. Die Theilhaberinnen der Spinnkränzchen erwerben sich die Erlaubniß eine Stube zu benutzen dadurch, daß sie der Hausfrau Sonntag Nachmittags Federn schleifen. Während des Spinnens werden Räthsel aufgegeben, Märchen erzählt und unter Leitung der Kantorka (Vorsängerin) Volkslieder gesungen. Auch die Bursche spinnen im Winter, zuweilen besuchen sie die Mädchengesellschaft, wobei öfter gegenseitige Bewirthung stattfindet. Vor Weihnacht halten die Bursche und Mädchen Gericht über die säumigen Spinner und verbrennen ihre Rockenreste. An der Aschermittwoch wird in feierlicher Versammlung der „Rocken erstochen“, indem ein Bursch unter Witzreden den letzten übrigen Rocken mit einem Degen oder mit einer Ofengabel durchbohrt.

Die Spinnstuben, deren Einfluß auf die Sitten von

manchem nicht eben grämlichen Beurtheiler keineswegs gerühmt wird, haben wenigstens das Gute, daß sie den Volksgefang erhalten und zuweilen zu neuen Dichtungen anregen. Der deutsche Brauch, daß die jungen Leute an Sommerabenden im Chor singen, während sie vor den Thüren sitzen oder im Dorf auf und abwandeln, soll hier nicht gelten; Bänke vor den Häusern sieht man in der That in der Wendei nicht.

Der serbische Volksliederschatz der Oberlausitz ist ziemlich reich. Die Schmalersche Sammlung (ein starker, 1841 erschienener Quartband) enthält gegen 300 Lieder nebst Melodien und deutscher Uebersetzung, sowie einen gründlichen Bericht über das Volksthum, welchem viele der hier mitgetheilten Thatfachen entlehnt sind. Fast alle in dieser Sammlung enthaltene Stücke tragen deutlich den Stempel der Naturdichtung: einige nicht im Volk entstandene Lieder haben den Pastor Seiler zum Dichter, der wie unser Hoffmann-Fallersleben, trefflich versteht, im edlen Volkstone zu singen. So viel Aehnlichkeit auch die wendischen Volkslieder durch kunstlose Form, kühne Sprünge, derbe Sinnlichkeit und naive Frische mit den deutschen haben, so tragen sie doch — selbst wenn sie Motive behandeln, die denen unsrer Lieder ähneln oder solchen entlehnt wurden, ja sogar, wenn sie bloße Uebertragungen sind — eine scharf nationale Färbung. Der reichliche Gebrauch von Verkleinerungssilben und gewissen stehenden Schmuckbeiwörtern giebt ihnen etwas Kindliches, die häufige Einschaltung eigener, naturlautartiger Ausrufe, die etwa unsern musikalischen Flickwörtern, wie heidi, heida u. s. w. entsprechen, verleiht ihnen eine Art wilder Urthümlichkeit. Manche dieser Lieder athmen innige Naturfreude, in einigen treibt drollige Laune ihr Wesen. So goldreine und zartschöne Dichtungen, wie in unserm Wunderhorne viele enthalten sind, Lieder die man mit Recht Kinder lehrt, für die das Beste eben gut genug ist, habe ich indeß nicht darunter gefunden. In den Balladen waltet, wie im deutschen Volksgefange, die blutige Tragik vor; daß einer Untreuen das Schwert

ins Herz gestoßen wird, kommt in wendischen wie in deutschen Liedern vor; neu erscheint aber in einer serbischen Ballade, daß dem Pfarrer, der die Falsche getraut hat, der Kopf abgeschlagen wird. Den jungen Serben stellt das Volkslied gern als Reiter dar. Geschichtliche Gefänge, an denen die eigentlichen Serben an der Donau reich sind, enthält Schmalers Sammlung, die als möglichst vollständig gelten darf, nur zwei und beide von geringem Umfang. Das eine handelt von einem Türkentriege, das zweite von einem Feldzuge gegen die Deutschen:

„Die Serben ziehn wider die Deutschen zu Feld,
Verstehn kein Sterbenswörtchen deutsch.
Sie satteln die Goldfüchlein allesammt
Und legen die klirrenden Sporen an.“

Nach dem ersten Siege bekommt jeder Kämpfe vom König ein Kleid, nach dem zweiten einen rothsammetnen Rock, nach dem dritten einen Goldfuchs und ein blitzendes Schwert. Wie im Liede, so scheint auch in der Volksfage die Erinnerung an die Urzeit des Rassenkampfes fast ganz erloschen zu sein.

Anklänge an die altheidnische Welt finden sich in den Liedern sehr spärlich. In den Volksfagen spielen außer den, wohl zum Theil aus dem Deutschen überkommenen Heinzelmännchen (ludki), außer Kobolten und andern Spukgeistern namentlich der wilde Jäger und zwar als Dietrich von Bern (Dyter bjernat) eine Rolle. Echt wendische Geister sind wahrscheinlich die Mara, welche Seuchen verkündet, die Mittagsfrau (Prjipowniza), welche die Leute, denen sie im Felde begegnet, über den Flachsbaum prüft und Schlechtbestehende umbringt, sowie außer mehrern Schreckbildern (Dunder, Raws, Bobak, Trjach) die Windesbur-schen (Wjetr holzy), welche im Sturmwind toben. Auch die „Wehklage“ gehört wol ursprünglich dem wendischen Sagenkreis an, wenigstens scheint sie in Thüringen bloß an weiland slawischen Orten bekannt zu sein.

Von der Musikliebe der Wenden zeugt ihr hübsches Sprüchwort: „Der Musikant spielt auf, tausend Schmerzen

heilen“. Die Weisen ihrer Lieder, welche — außer dem Tanzreigen — alle sehr langsam einherschreiten, tragen ein entschieden fremdländisches und zwar slawisches Gepräge, wenn sich auch dann und wann offenbar deutsche Tongänge hineinmischen. Oft kommen grelle Sprünge aus Dur in Moll vor, nicht selten bewegt sich die Melodie in so widerhaarigen Gängen, daß man sie nur mit Mühe in die üblichen Tonfolgen einzureihen weiß und wol begreift, warum die Wenden ihre Lieder nicht so naturwüchsig zweistimmig zu singen vermögen, wie die Thüringer die ihrigen. Süßeinschmeichelnde Melodien, wie sie unter den russischen vorkommen, scheinen nicht darunter zu sein. Der übliche Vortrag dieser Lieder will dem deutschen Ohr nicht behagen, da er mit Schnörkeln, Ueberschlägen und Pralltrillern überladen ist; ein Lied fängt sogar frischweg mit einem Triller an. Freilich muß man sich dabei der nationalen Vorurtheile erinnern und besonders eingedenk sein, daß die Wenden bei einem recht widerwärtigen Begegniß ausrufen: „da möchte man gleich deutsch singen!“ Der Kirchengesang der protestantischen Wenden hat seine Weisen den deutschen Choralbüchern entnommen. Höchst eigenthümlich, aber keineswegs schön, lauten die kirchlichen Weisen der Katholiken, die ein Vorsänger mit sonderbar näselndem und tremulirendem Ton angiebt; man begreift kaum, wie diese Tonreihen sich dem Gedächtniß der Gemeinde einprägen konnten.

Ueber die Festgebräuche giebt Schmalers Volksliederbuch ausführliche Schilderungen. Folgendes dürfte das Bemerkenswertheste sein. An den Kirchenfesten legen die Bauern dem Pfarrer ein Geldopfer auf den Altar. An den Sonntagabenden der Fastenzeit und in der Ostemacht singen die Dorfmadchen im Freien Lieder. Christbaum und Pfingstmaie sind auch bei den Wenden volksthümlich. Das Tодаustragen, ein altheidnischer, vielleicht ursprünglich slawischer Gebrauch, der von Schlesien bis Thüringen galt, ist jetzt auch in der Wendei abgekommen. Als Osterspiel wird nicht „das Stuzen“ mit Eiern, sondern das Eier-

wälzen (walkatsch) geübt, ein Wettspiel, bei dem ein Ei nach einem zweiten gerollt wird; besonders geübt wird dies Spiel am Brodschenberge bei Bautzen.

Bei der Taufe finden folgende Eigenthümlichkeiten statt. Die Pathen sagen, wenn sie sich beim Weggang zur Kirche von der Wöchnerin verabschieden: „Einen Heiden gebt Ihr uns, einen Christen werden wir Euch bringen!“ und bei der Rückkehr: „Einen Heiden gabt Ihr uns, einen Christen bringen wir Euch!“ Zum Pathengelde werden Münzen verschiedener Gattung genommen; in den Pathenbrief eines Knaben legt man gern neuerlei Gesäme, in den eines Mädchens etliche Körner Lein und eine Nähnadel. Ein Säugling wird an den ersten sechs Sonntagen seines Lebens während des Gottesdienstes mit seinem Tausschmucke bekleidet. Das Taufhemdchen eines Knaben hängt man gern an einer Sense, das eines Mädchens an einem Roden auf.

Ein Sterbender wird vom Bett hinweg auf frisches Strohlager gebracht, was viele Kranken selbst verlangen; in der Sterbestunde gilt der Brauch, ein Fenster zu öffnen. Den Bienen zeigt man das Ableben des Hausherrn mit den Worten an: „Bienenchen, steht auf, euer Herr ist todt!“ Die Leiche wird stets nur in weißes Linnen (bjely kitel) gekleidet. Die Herstellung der Gräber besorgen die Gemeindemitglieder der Reihe nach. Bei der Leichenrede sagt an vielen Orten der Geistliche der Trauerversammlung im Namen des Verstorbenen *dobra noz* (gute Nacht) und dankt für alles demselben erwiesene Gute.

Die meisten Eigenthümlichkeiten zeigt das wendische Volksthum bei Hochzeiten, welche besonders von den reichen Klosterbauern mit größtem Pomp gefeiert werden. Diese Feste locken gewöhnlich viele Schaulustige herbei, so daß sich ein frivoler Speculant veranlaßt fand, auf der Leipziger Messe eine Wendenhochzeit schauspielersweise darstellen zu lassen.

Eine große Rolle spielt bei den Hochzeiten der Braschka, der sein viel Geschick erforderndes Geschäft meist gewerbs-

mäßig betreibt. Er besorgt die förmliche Werbung, ladet und begrüßt die Gäste, deren sich zuweilen über hundert versammeln, weist ihnen die Plätze an, spricht das Tischgebet, theilt die Speisen aus, segnet das Ehebett, fordert und empfängt die Geschenke, verabschiedet die Braut vom Aelternhause und führt sie in ihren Hausstand mit einer Rede ein, in welcher er ihr die neuen Pflichten einschärft. Er stellt also in einer Person den Ceremonienmeister und Hauspriester dar.

Ein artiger, freilich dem Ernste des Tages nicht entsprechender Brauch, der an die Pantominen von Pierrot und Columbine erinnert, findet am Hochzeitmorgen statt, wenn der Bräutigam mit dem Braschka in das Haus der Braut geht, um sie abzuholen. Sie finden Thüren und Fenster verschlossen, erst nach langem Klopfen wird aufgethan. Wenn nun der Braschka die Werbung erneuert, führt man dem Bräutigam eine alte Frau vor, nachdem er diese zurückgewiesen, ein Mädchen, und erst, wenn er auch diese abgelehnt, erscheint seine Verlobte. Ein ganz ähnlicher Brauch findet im Vivinerthale des Kantons Tessin und in Mecklenburg statt.

Die ehrbare Braut trägt einen Schmuck, welcher nur beim Hochzeitfeste zum Vorschein kommt, nemlich eine schwarze, mit grünen Bändern geschmückte, kegeltumpffartige Sammetmütze (borta), an deren oberem Saume zwölf goldne Sternchen flittern; an diesem Kopfspuze hängt der Brautkranz aus Raute, die hier die Stelle der Myrthe vertritt. Der Anzug der Braut besteht aus einem blauseidenen Jäckchen, von dem aber fast bloß die Ärmel sichtbar sind, da ein weißes, mit breiten grüngarnirten Falbeln besetztes Busentuch darüber getragen wird, und aus einem faltenreichen schwarzen Tuchrocke, der fast völlig von zwei weißen Schürzen bedeckt ist. Schaumünzen, Perlen und grüne Bändchen vollenden den Schmuck. Die Brautjungfern sind ähnlich angethan, tragen aber keine Raute und statt der grünen rothe Bänder. Der Bräutigam heftet seinen Rautenkranz nicht an die Brust, sondern an den Hut.

Beide Brautleute werden von ledigen Ehrendienern und Dienerinnen („Züchtjungfern“) und von einer ältern Frau, gewöhnlich der Pathe, welche in diesem Ehrenamte Slonka heißt, zur Kirche geleitet. Während der Fahrt zur Kirche laben sich die auf Leiterwagen sitzenden Gäste an Kuchen und Branntwein und singen: „Haben sie ja, haben sie ja, geben nun Niemandem sie!“ Erst auf dem Heimwege sitzen die Brautleute auf demselben Wagen. Sie werden öfter aufgehalten („verschnürt“), mit Pistolenschüssen und Musik begrüßt und mit Dah boh z bodschje (Gott gebe Glück) beglückwünscht.

Bei der Mahlzeit sitzt das Brautpaar so, daß die Tischecke zwischen Braut und Bräutigam vorspringt; das vor ihnen stehende Licht darf nicht gepußt werden. Der Hochzeitschmaus dauert bis in die Nacht; zuweilen tritt zum Zeitvertreib ein Poffenreißer auf oder man tanzt zwischen den Gängen einen Reigen. Am Tanze, der gewöhnlich auf der Scheuntenne gehalten wird, darf der Bräutigam am ersten Tage nicht theilnehmen, die Braut dagegen tanzt mit und hat den Vorreigen.

Am zweiten Hochzeitstage beginnt der Tanz gleich nach dem Frühstück. Nach Tische werden die Hochzeitgaben öffentlich dargebracht, wobei jeder Schenkgeber den naiven Wunsch ausspricht: „Gott gebe, daß es Euch viel helfe und mir wenig schade!“ Endlich mahnt der Braschka zum Aufbruch und hält eine Abschiedsrede, in welche er die Braut zu dankbarem Andenken an die „ehrsamen und lieben Aeltern“, an Geschwister, Pathen und Freunde ermahnt und im Namen der Braut Verzeihung und Segen erbittet. Während des Verabschiedens wird mit Musikbegleitung folgendes allerliebste, naive Lied gesungen:

Nun schied' dich zur Reis' an, liebe Maib,
Fort mußt du jetzt unter der Freunde Geleit!

Vier Köffelein sind an den Wagen gespannt,
Und alle zum Hofe hinaus gewandt.

Mit diesen mußt fahren Du, Mägdelein,
Hinweg aus dem Hause, so gut und so fein,
Ins andere Haus, das noch besser wird sein.

Jetzt fall um den Hals dem Väterchen, Dein,
Und Lebewohl sage dem Mütterlein,
Sag's auch Deinen Brüdern und Schwesterlein!

Gute Nacht, alter Vater mein, gute Nacht!
Für Abend und Morgen, für Sorge und Wacht,
Für die Hochzeit stillblich sei Dank Dir gebracht!

Gute Nacht, alte Mutter mein, gute Nacht!
Nicht mehr bin ich jetzt Euer Töchterlein,
Gehöre dem Manne, mein Herzchen ist sein.

Gute Nacht, Ihr Schwestern mein, gute Nacht!
Zu lieben Euch seid immer bedacht,
Wie Schwestern sollen, wie wir es gemacht!

Nun spendet das Lied noch Abschiedsgrüße an die Brüder, dann an die Gespielinnen, „die wir zusammen gelacht und Tänzchen gemacht“. Während die Mitgift nicht ohne Gepräng aufgeladen wird, singt der Chor:

Bringt her mir nur alle Sachen mein,
Mitnehmen will Alles ich, reich will ich sein.

Wenn das Brautpaar an seinem Wohnort ankommt
singen die Begleiter:

Schon seh' ich auf's Haus, auf' neue, dorthin,
Zu welchem ich traurig und fröhlich muß ziehn.
Gott geb' uns Gesundheit und Friede darin!

Von den Schwiegereltern mit Händedruck und Kuß empfangen, tritt die Braut ein, wobei ihr der Braschka eine Vermahnungsrede hält. Nach der Abendmahlzeit trägt sie den Aermsten des Dorfes Brot und Fleisch zu.

In diesen Hochzeitgebräuchen, wie im wendischen Volksthum überhaupt, liegt neben einzelnen Derbheiten so mancher schöne, ein warmes Gemüth und schlichte Natürlichkeit offenbarende Zug, daß man sich zur näheren Bekanntschaft mit den Wenden eingeladen fühlt. Diese ist aber für einen der Sprache nicht mächtigen „Stummen“, der nur kurze

Zeit in der Gegend weilt, sehr schwierig. Der wendische Landmann erscheint — obgleich er den sprüchwörtlichen Vorwurf „des stöckischen Schweigens“ nicht verdient — doch keineswegs mittheilsam gegen Deutsche, wenn er auch ihre Sprache so gut bemeistert, wie es nur irgend einem Fremden möglich ist. Mag nun die Ursache in dem auch bei deutschen Bauern geltenden Vorurtheile liegen, daß Einer, der ungewohnte Fragen stellt, nur hänseln wolle, oder mag eine Bitterkeit gegen die Deutschen herrschen, deren Stamm den wendischen einst unterjocht und lange Zeit in feudaler Abhängigkeit gehalten hat, der Wende verhält sich so zugeknöpft und wortkarg, daß er leicht den Schein mißtrauischer Vorsicht erregt. Ich muß mich daher bei der Charakteristik der Wenden meist auf das beschränken, was ich im Lande als geltende Ansicht hörte. Freilich mag in solchen Ansichten, wie es bei den meisten Grenznachbarn der Fall ist, manches Vorurtheil stecken, aber ganz ohne Begründung sind sie selten.

Die deutschen Lausitzer geben Manches als Eigenart der Wenden an, was allgemeine Eigenschaft aller Bauern ist. So hörte ich von einem in der Wendei angefahrenen Deutschen die Aeußerung: „man brauche den Wenden nur recht uneigennützig etwas Gutes zu bieten, um sicher zu sein, daß er dasselbe mißtrauisch zurückweise.“ Nun, dieser Zug findet sich in vielen Dörfern, und namentlich solchen, die lange in Erbunterthänigkeit gestanden haben, fast allgemein. So ist es noch mit mehreren Charakterzügen, die man in der Lausitz für eigenthümlich wendisch hält.

Allseitig gerühmt werden die Wenden wegen ihrer Kirchlichkeit. Der Gottesdienst wird von ihnen fleißig besucht, wenn auch die Mutterkirche, zu der zehn bis zwanzig Dörfchen gehören, über eine Stunde weit abliegt. Ein warmes, religiöses Gefühl spricht sich in manchen Redensarten aus, deren Seitenstücke im Sprachgebrauche vieler deutscher Bauern durch neuere, der gottseligen Innigkeit entbehrende Ausdrücke verdrängt sind oder werden. Der ständische Gruß ist: „Pomhai boh“ (Gott helf), beim

Abschied: „Sei Gott befohlen, geht in Gottes Namen, euer Gott geleit' Euch!“ Der übliche Glückwunsch lautet: „Gott gebe Segen“, sogar beim Zutrinken ruft man: „In Gottes Namen“, oder: „Geseg'n es Gott!“ — „Willkommen aus Gottes Wort!“ ist der Gruß für die aus der Kirche Heimkehrenden. Erblickt der Wende etwas auffallend Schönes, so ruft er: „durch Gott!“ als wolle er ebenso den Urgrund alles Schönen andeuten, wie der Moslem durch seinen Ausruf der Bewunderung: „Gott ist groß!“ Vielleicht liegt aber in dieser Redensart zugleich eine Verhütung des Berufens, wie deutsche Bauern, wenn sie etwas loben, zufügen: „Gott behüt' es!“ Der schlichte Deutsche sagt: „die liebe Sonne, das liebe Brot“; der Wende spricht: „Gottes Sonne geht nach Hause“ (geht unter), er redet von „Gottes Regen, Gottes Gewitter, Gottes Feldfrüchten“, und der Bettler bittet um ein Stückchen „Gottesbrot.“ „Die Hand Gottes hat ihn berührt“ heißt es von Einem, den der Schlag gerührt. Daß die Wenden nur (?) deutsche Flüche brauchen — was mir ein Wende als besondere Tugend seines Stammes anführte — möchte ich nicht für einem Beweis gelten lassen, daß sie von den Deutschen mit dieser Unsitte angesteckt seien; drücken doch viele Völker Unanständiges und Rohes gern in fremder Zunge aus, und namentlich gern in der Sprache eines Volkes, das ihnen imponirt.

In Betreff der Schulbildung stehen die sächsischen Wenden gewiß allen andern slavischen Stämmen voraus. Ihre Lehrer werden im deutschen Seminar zu Baugen gebildet; für wendische Schulbücher hat die neuere Zeit ausreichend gesorgt. In allen Schulen bildet auch die deutsche Sprache einen Unterrichtsgegenstand, auch der deutsche Volksgefang wird insofern gepflegt, als die Kinder serbische Texte, die zum Theil Uebertragungen aus dem Deutschen sind, nach deutschen Wesen singen lernen. Es klingt überraschend, wenn die Kinder ein Hölty'sches Frühlingslied in serbischen Worten nach deutscher Melodie vortragen. Kinder-

lieder nach urthümlich wendischen Melodien scheinen in den Schulen gar nicht eingeübt zu werden.

Auch in der Bewirthschaftung ihrer Felder übertreffen die oberlausitzer Wenden wol alle Stammesgenossen. Ihr Fleiß ist hoch zu rühmen. — „Wer einen Mund hat, der hat Hände“, sagt ihr Sprüchwort, und sie leben ihm treulich nach. Der Häusler bearbeitet, nachdem er den ganzen Tag auf dem Gute thätig war, am Feierabend sein Pachtfeld, öfter sollen Arme selbst den Pflug ziehen. Auch der reiche Bauer greift wacker zu und hält seine Kinder streng zur Arbeit an. Neue Verfahren des Landbaus soll der Wende erst dann sich aneignen, wenn er durch die Beobachtung des gutsherrlichen Feldes sich von den Vorzügen derselben überzeugt hat; zum Bahnbrechen hat er also, so wenig wie der deutsche Kleinbauer, Mittel und Geschick. Der Genügsamkeit des Wenden, welche die der Erzgebirger erreicht oder gar übertrifft, ist schon gedacht. Ueberlegen ist der wendische Arbeiter, auch wenn er in Fabriken dient, dem deutschen durch seine Sparsamkeit, eine Tugend, welche manchen seiner Verwandten, z. B. den Kassuben, gänzlich abgesprochen wird; er ist nicht so dem Verjubeln des Wochenverdienstes an Sonntagen ergeben, wie der Weber, dies Urtheil hört man von vielen Seiten äußern. Die Arbeitslöhne stehen in der Lausitz niedriger, als in andern Gegenden Mitteldeutschlands; aber selbst dabei erhält der Häusler seine Familie in Ehren und sucht durch den Ertrag eines Pachtgrundstücks, auf das er einige Ziegen hält, nachzuhelfen. Zerlumpte Leute und Bettler sind mir nirgends vorgekommen. Der Fremde wundert sich wol, wie man im Stande sei, von solchem Wochenlohn das Leben zu fristen; aber manche dieser Tagelöhner sollen sogar Schulden abtragen oder sparen. Und doch hat nach dem serbischen Sprüchwort „das Jahr einen langen Schnabel und der Winter einen großen Bauch“, aber nach einem andern Spruche „scheint auch auf die kleinste Hütte Gottes Sonne.“

Wegen ihrer kräftigen, wetterfesten Naturen, ihrer

Arbeitsamkeit und Genügsamkeit sind die wendischen Bur-
schen und Mädchen als Dienstboten gesucht, sie sind zwar
— so hört man deutsche Herrschaften sagen — nicht eben
flink, aber zäh; sie sind nicht zuthunlich und zuvorkommend,
aber ehrlich und treu.

Obgleich die Wenden in ihrer Geschichte sich stets fried-
fertig und duldsam erwiesen haben, wird ihnen doch Schuld
gegeben, daß sie leicht verb ausfallen und zu Thätlichkeiten
schreiten, die nur deshalb weniger gefährlich ausfallen
sollen, weil der Wende „eine dicke Hirnschale besitze.“ —
Wenn man den Aussagen deutscher Dienstherren trauen
darf — und in solchen gäng und gäben Urtheilen liegt
meist Wahrheit — so muß dem Wenden eine besondere
Abneigung gegen rauhe Behandlung eigen sein. „Flattiren
muß man den Wenden — so heißt es —; giebt man ihm
harte Worte, so wird er muckisch und schlägt aus.“ Beob-
achtet man wendische Feldarbeiter, welche den adeligen
Grundherrschaften begrüßen, von dem sie ganz abhängen, so
findet man in ihrem Benehmen keine Spur der kriechenden
Untermwürfigkeit von Polen und Russen, vielmehr ein kurz
angebundenes, und Selbstachtung bekundendes Wesen.

Häufig ist der Vorwurf zu hören, daß so viele wen-
dische Mädchen als Ammen dienen, und daß deshalb Un-
sittlichkeit unter dem Volke herrschen müsse. Ob wirklich
die Geburtstabellen dieser Gegend ein ungünstiges Zeug-
niß ausstellen, ist mir unbekannt; daß in Dresden die
Lausitzer Ammen so häufig sind, wie die Altenburger Kin-
dermuhmen in Leipzig, beweist nur, daß die Wendinnen
für kräftige Frauen gelten. Doch scheinen in der That
hier, wie in manchen deutschen Ackerbaugesenden, die
Sitten der Jugend etwas locker. Ueber die Spinnstuben
wird selbst von Wenden nicht günstig geurtheilt im Volks-
liede, wo der Kiltgang als üblich dargestellt wird, kom-
men öfter Stellen vor, wie diese: „Kauf' keine Borta,
keinen Kranz, kauf' lieber mir ein Wiegelein!“

Die größte Schuld an diesen Verhältnissen scheint in
den gesellschaftlichen Zuständen zu liegen. Der Hausherr

(hospodar) übergiebt selten sein Anwesen bei Lebzeit einem Kinde (gewöhnlich erbt der jüngste Sohn); selten setzt sich ein Alter im Ausgedingstübchen zur Ruh. Alle zu Haus entbehrlichen Kinder müssen in fremde Dienste gehen, selbst wenn der Vater keineswegs arm ist. Nun leben die jungen Leute, fern von älterer Aufsicht, in der Ungebundenheit des Verkehrs, wie ihn das Dorfleben mit sich bringt; die Schwierigkeit, einen eignen Herd zu gründen, ist aber groß, oft für eine Reihe von Jahren unübersteiglich. Da kommt es denn öfter vor, daß eine arme Mutter sich als Amme verdingen muß, um für ihr Kind, das meist bei Verwandten in Pflege ist, etwas zu erwerben. Gemildert werden die Folgen dieser Unsitte dadurch, daß fast jeder Wende sich angelegen sein läßt, für sein Kind zu sorgen und, sobald es die Umstände gestatten, dessen Mutter zu heirathen. Für den Familiensinn des Völkchens zeugt ihr schönes Sprüchwort: „Eine Ehe ohne Kinder ist eine Welt ohne Sonne.“

So oft auch junge Leute die Heimat auf Jahre verlassen, um in der Fremde zu dienen, so selten, ja fast unerhört ist es, daß ein Wende für immer auswandert; wer weiß, ob Amerika einen einzigen Wenden beherbergt. Sie folgen ihrem Wahrworte: Lobt das draußen, bleibt drinnen! Auch solche Wenden, denen ihre Bildung ein Unterkommen im Auslande ermöglicht, wie Lehrer und Geistliche, ziehen fast immer eine Stelle in der Heimat vor.

Natürlich drängt sich jedem, der hier einen kleinen, rings von Deutschen umschlossenen Volksstamm fremde Sprache und eigenes Volksthum behaupten sieht, die Frage auf: warum in der Lausitz die Wenden, die anderwärts dem Deutchthum wenig Widerstand geleistet, sich erhalten haben. Zwischen Saale und Elbe ging das Wendische schon vor vierhundert Jahren ein, und doch wird man kaum annehmen wollen, daß jene westlicher wohnenden Serben ihre Muttersprache weniger geliebt haben.

Die Hauptursache scheint weniger in den Menschen, als in den Verhältnissen zu liegen. Eine wesentliche Begün-

stigung fanden die lausitzer Wenden darin, daß sie zu den Zeiten, wo die Deutschen, gleich allen ihren Zeitgenossen, kein Bedenken trugen, fremdsprachige Unterthanen mit Gewalt zu entnationalisiren, einem Slawenfürsten, nämlich dem König von Böhmen, angehörten, und daß die sächsische Regierung, unter der die Lausitz seit 1635 steht, nie Druck gegen die fremde Nationalität ausgeübt hat. Nie sind hier Josephinische oder gar dänische Maßregeln gegen ein fremdes Volksthum vollzogen worden. Von nicht geringem Einfluß auf die Erhaltung des Wendischen war ferner der Umstand, daß die Serben, in Folge der Beschaffenheit des Bodens, sowie noch mehr in Folge des lange geltenden Feudalwesens und des ausschließlichen Zunftgeistes der Städte ein fast durchweg ackerbaulicher Stamm geblieben sind. Sie scheinen überhaupt mehr Neigung zum Landbau als zu Gewerben zu haben; denen, welche zum Handwerk Lust verspürten, war der Eintritt in die Innungen der Städte sehr erschwert, und das Aufkommen von Dorfhandwerkern suchten die Städte möglichst zu verhüten. Den Deutschen dagegen war die Niederlassung im Innern der Wendei nicht wohl möglich, da die Erwerbung von Grundstücken zu freiem Eigenthum fast unthunlich und das abhängige Leben eines Häuslers nicht lockend war. So haben denn mittelalterliche Einrichtungen, die in der Oberlausitz längere Zeit und in strengerer Form sich erhielten, als in andern Gegenden Sachsens, viel zur Erhaltung des Wendischen beigetragen. Vielleicht erklärt sich daraus zum Theil das instinctartige conservative Verhalten der Wenden in Zeiten, wo in andern Gegenden an den alten Formen gerüttelt wurde.

Ein völlig unangefochtenes Dasein hat übrigens das Wendenthum in der Oberlausitz nicht gehabt. Auch hier ist ununterbrochen der Wettstreit rege, der nie fehlt, wo zwei Nationalitäten unter demselben Herrscher stehen, auch hier begnügt sich der entwickeltere Volksstamm — so wenig als in Wales, Schottland und Irland, in der Bretagne und im Elsaß — mit ruhigem Gewährenlassen; auch hier

wagt — obgleich die an Nachrichten über Nationalitätsfragen strotzenden Zeitungen fast nie von der Lausitz melden — der Sprachenkampf. Lange hat die Sprache, der die höhere Bildung eignet, fast widerstandslos das Nachbarufer angegriffen und ist tief ins fremde Land vorgerückt. Das Gebiet des Wendischen war einst viel umfanglicher, alle größern Städte der Lausitz tragen wendische Namen und reindeutsche Ortsbenennungen finden sich fast nur im Gebirge. Jede Stadt glich aber einem Vorbau, welcher die Strömung des Germanismus noch weiter nach dem slawischen Ufer drängte. In den Städten wurde das Deutsche früh allein herrschend; in Budissin, der Hauptstadt der Wendei, die doch eine wendische Vorstadt besitzt, sah ich bloß zwei Firmen, welche neben der deutschen Inschrift auch eine serbische trugen. Bald machte die deutsche Sprache auch auf den Nachbardörfern, wo die Hausindustrie aufblühte, Fortschritte, sodaß in einer Schule nach der andern auf den Wunsch der Einwohner, der Unterricht deutsch ertheilt wurde. Selbst auf den Gottesäckern mehrerer Wendenorte, wo als Umgangssprache nur das Serbische gehört wird, fand ich auf den Grabsteinen fast nur deutsche Inschriften. Mehr und mehr deutsche Worte, welche neue Culturerrungenschaften bezeichnen, bürgerten sich in das Wendische ein. Leider scheinen genaue Aufzeichnungen, nach denen sich eine geschichtliche Karte über die Umgestaltungen der Sprachgrenze entwerfen ließe, nicht vorhanden, was gerade hier, wo der Sprachenkampf nur mit geistigen Waffen geführt worden ist, doppelt belehrend wäre.

Aber nicht bloß die Sprache, auch die Sitte der Wenden wich vor dem deutschen Einflusse zurück; noch heutigen Tages schleifen sich besonders in den Grenzorten der Wendei die scharfen Kanten des Volksthums mehr und mehr ab. Wie konnte es anders sein, da die Bauern im regelmäßigen Marktverkehr mit Deutschen stehen, da heimkehrende Soldaten und Dienstboten Manches mitbringen, was bei längerem Aufenthalt in der Fremde ansieht, da Lehrer

und Geistliche ihre Bildung deutschen Gymnasien und Universitäten verdanken und deutsche Bücher lesen?

Lange schien es, als ahnten die Wenden nicht, was ihrem Volksthum bevorstand, oder als ergäben sie sich entsagungsvoll oder gleichgültig dem unabwendbaren Ausgange des still aber mächtig wirkenden culturgegeschichtlichen Processes. Erst in unserem Menschenalter, das man geradezu als die Aera bezeichnen könnte, in der seit der Erhebung der Griechen gegen die Türken die Nationalitätsfrage in den Vordergrund trat, erst seit etwa zwanzig Jahren begann sich unter den Wenden eine Gegenwirkung zu regen, um das urväterliche Volksthum zu vertheidigen.

Der erste Schritt ging von der gebildeten Jugend aus, die sich überall am leichtesten für das Volksthümliche begeistert. Im Jahre 1839 bildeten die serbischen Gymnasialisten in Bauzen einen Verein mit dem Zwecke, sich im Sprechen und Schreiben der Muttersprache zu üben. Dies muß sehr nothgethan haben, da ein gebildeter Wende verfißerte, unter den früheren Geistlichen seien manche gewesen, die ihre Muttersprache nicht tadelfrei zu schreiben verstanden.

Rechten Ernst, rege Triebkraft und praktisches Geschick gewann die nationale Reaction der Wenden besonders durch die Thätigkeit eines Niederlausitzers, des Candidaten Schmalzer, der jetzt als Buchhändler in Bauzen lebt. Voll Sinn für Volksdichtung und Volksthum (er ist der Sammler der serbischen Lieder), hatte er in Breslau die slawischen Sprachen studirt und machte sich die Erhaltung und Ausbildung seiner Muttersprache zur Lebensaufgabe, für die er mit eben so viel Geschick als Ausdauer arbeitet.

Als sichersten Grundstein für Stützung des Volksthums erkannte er die Literatur. An dieser fehlte es den Serben gar sehr. Einige Schul- und Erbauungsbücher machten das ganze Schriftenthum aus; eine vollständige Bibelübersetzung war erst im Jahre 1728 erschienen. Wendische Zeitungen, die man seit 1790 wiederholt zu gründen versucht hatte, waren — wie man sagt, größtentheils deshalb,

weil die Orthographie nicht für die verschiedenen Mundarten paßte — bald wieder eingeschlafen.

Um die Sprache zu reinigen und auszubilden, und eine wendische Literatur zu schaffen, gründete man im Jahre 1846 die *Matschika serska* (serbische Mutterkassie). Dieser Verein hat seither eine aner kennenswerthe Thätigkeit entwickelt. Seine sprachkundliche Abtheilung läßt unter Leitung des Dr. Pful ein serbisches Wörterbuch erscheinen, zu dessen Druck der Staat und die Provinzialstände beisteuern; die alterthumsforschende Abtheilung hat eine Sammlung von Alterthümern begonnen, die naturwissenschaftliche eine wendische Pflanzenkunde herausgegeben, die schönwissenschaftliche veröffentlicht ihre Dichtungen in Zeitungsbeilagen und Monatschriften. Als der vorzüglichste und fruchtbarste Dichter gilt der Pfarrer Seiler; den jungen Poeten Dutschmann, der die Glocke übersetzt hat, hört man den wendischen Schiller nennen. Cantor Razer setzt wendische Dratorien, zu denen Seiler die Texte schreibt, in Musik, und läßt sie durch wendische Singvereine auführen; jetzt arbeitet er an einer serbischen Oper. Für wissenschaftliche Abhandlungen bestehen zwei Monatschriften, die *Tschasopis*, welche in 300 Exemplaren gedruckt wird, und der *Wutschitschan* (d. i. der Lausitzer).

Für den Eifer des Vereins, eine volksthümliche Literatur zu schaffen, zeugt eine Reihe von Volkschriften. Es sind erschienen: Volkskalender, Lieder für die Jugend, biblische Geschichten, Erzählungen, im Ganzen 36 Hefte. Die Stärke der Auflagen (die Volkschriften erscheinen in 5—600, die Kalender in 3000 Abdrücken), beweist, daß diese junge Literatur sich rasch einen im Verhältniß zur Volkszahl von 50,000 Seelen ansehnlichen Leserkreis erworben hat.

Ein sehr wirksames Mittel zur Einigung der Wenden scheint eine von Schmalzer herausgegebene und jetzt in 1200 Exemplaren verbreitete Wochenschrift, „die *Nowiny*,“ zu sein, in welcher die Weltneuigkeiten mitgetheilt und Zuschriften aus allen Theilen der Wendei abgedruckt wer-

den. Diese Zeitung wird mit deutschen, dem Volke bequemeren Lettern gedruckt, während die wissenschaftlichen Bücher in lateinischen erscheinen. In allen neueren Drucksachen wird eine etwas abgeänderte Schreibweise angewandt, welche durch neue Zeichen und Accente die verschiedenen Mundarten vereinigen und zugleich das Wendische den andern slawischen Sprachen näher bringen soll. In dieser Zeitung erkennt auch ein der Sprache nicht Kundiger, wie man strebt, das Wendische vom Deutschen unabhängig zu machen. Eingebürgerte deutsche Wörter werden durch wendische Neubildungen ersetzt, denen man das betreffende deutsche Wort in Klammern beifügen muß, um sie verständlich zu machen; so fanden sich in einigen Nummern des Blattes: Steigbügel, Schleuße, Tagesbillet, Rettungscompagnie als erklärende Zugaben hinter neuen wendischen Worten. Die strengsten Puristen sollen sogar vollständig eingebürgerte Fremdwörter wie: amta, nummer, stunda verbannen wollen. Ob es diesen Maßregeln nicht ergehen wird, wie dem Radicalismus deutscher Puristen, wird die Zeit lehren. —

Welches sind nun die Aussichten, die sich den Wenden für die Erhaltung und Fortbildung ihrer Sprache bieten?

Die meisten deutschen Bewohner der Lausitz scheinen die Anstrengungen der Wenden für völlig aussichtslos zu halten. Das wendische Schriftenthum findet natürlich unter Deutschen, die sich selten die Mühe nehmen, auch nur die wendische Umgangssprache zu lernen, wenig Beachtung. Manche spotten über das begeisterte Jungserbenthum, welches auch Familiennamen, die seit Menschenaltern verdeutschet seien, wieder wendisieren wolle, Andere fürchten gar, daß diese sprachliche Reaction im Interesse des Panlawismus arbeite. Gegenbestrebungen, welche die Fortschritte des deutschen Elementes zu fördern versuchen, werden indeß von den Deutschen gar nicht gemacht.

So sehr man den Eifer der Serben für ihre Muttersprache, die ihnen mit Recht theuer ist, anerkennen muß, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß kaum ein slawi-

scher Stamm in ungünstigerer Lage in Betreff der Erhaltung und Entwicklung seiner Nationalität ist, als die Oberlausitzer Wenden.

Die Niederlausitzer Serben, welche obendrein seit 1815 einem andern Staatskörper angehören, sprechen eine so verschiedene Mundart, daß an ein enges Zusammenwirken kaum zu denken ist, da zumal weder große geschichtliche Ueberlieferungen, noch eine alte bedeutende Literatur Zusammenhalt geben. So sind denn die Oberlausitzer Serben auf sich beschränkt. Wie ist aber ein Völkchen von 50,000 Seelen, dessen Glieder fast alle mit Ackerbau beschäftigt sind, das fast nur in seinen Geistlichen und Lehrern Höhergebildete besitzt, im Stande, ein selbständiges Leben zu führen und eine eigene, im höhern Sinne schöpferische Literatur und Kunst zu gestalten? Der geistige Anschluß an die Slawen — wenn der Panславismus irgend protestantischen Sachsen im Traum als erwünscht erscheinen sollte — würde sie doch nur von fremden Völkern abhängig machen, und welchen geistigen Gewinn könnten sie daraus ziehen? Sonach wird ihre Literatur, ihr ganzes Bildungsleben doch stets nur ein Ableger des deutschen Geistes sein können, sie werden, um sich auf der Höhe der Cultur zu erhalten, aus dem deutschen übersehen und nachahmen müssen. Ob ihnen aber im Interesse der Culturentwicklung nicht heilsamer wäre, wenn sie, um die Errungenschaften des deutschen Geistes für sich zu verwerthen, nicht erst eines Mediums bedürften, welches immer den Gang der geistigen Wellen so gut verlangsamte, wie ein dichteres Mittel die Wellen des Lichtes verzögert? Natürlich würde sich ein Volksstamm, wenn er sich auch von den Vortheilen eines Sprachenwechsels fest überzeugte, doch nie freiwillig zum Aufgeben der Muttersprache als seines innersten Eigenthums entschließen können und man kann das Streben der Wenden, ihre Position mit aller Kraft zu behaupten, nur billigen, da hier im schlimmsten Falle der stolze Spruch gilt: *Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.*

Die äußern Verhältnisse erscheinen für das Wendische

keineswegs günstig. Die vielfältigen neuen Verkehrsmittel, welche die Berührungen der Nationalitäten vertausendfachen, die landwirthschaftlichen Vereine, in denen deutsche Verhandlungen gepflogen und deutsche Schriften gelesen werden, die an den Grenzen der Wendei stets wachsende Industrie der Deutschen, in deren Dienst manche Wenden treten, und nun vollends die mit nächstem Jahr ins Leben tretende Gewerbefreiheit und Freizügigkeit werden gegen die sprachliche Abschließung eines von Deutschen umringten slawischen Gebietes ankämpfen und vielleicht die Serben allmählich in eine ähnliche Lage versetzen, wie die czechischen Einwohner von Zittau, die im Jahre 1650 eine Exulantengemeinde von 1000 Seelen bildeten und allmählich zu Deutschen geworden sind.

Der Gang der Cultur scheint nun einmal nicht zu dulden, daß zwei in einem Staate eng verbundene Nationalitäten für immer in schroffer Raceneigenthümlichkeit fortbestehen; auch ohne gewaltthätige Eingriffe verähnlicht sich der stärkere oder mehr entwickelte Volksstamm dem andern, um ihn am Ende mit sich zu verschmelzen. Ein solcher Assimilationsproceß verläuft stets langsam; ein Glück, wenn der Sprachenkampf mit ehrlichen Waffen geführt wird und mit dem Gefühle wahrer Brüderlichkeit endigt!

III.

Blumenlese aus lausitzer Chroniken.

Auch ein flüchtig Reisender wird in der Oberlausitz durch geschichtliche Stätten und eigenthümliche Namen häufig an die Vorzeit erinnert.

Noch immer offenbaren die Bewohner der Marktgrafschaft, daß sie sich den „Erbländischen“ gegenüber als Lau-

figer fühlen, und werden deshalb zuweilen als Sonderthümmler bezeichnet; noch halten die Lausitzer Provinzialstände ihre Sonderlandtage; noch fühlt sich Bauzen als Landtagsstadt und Löbau als ehemalige Conventstadt; noch hören die Glieder des alten Städtebundes sich gern „Bierstädte“ nennen und die Bürger gedenken mit Stolz der lausitzer Hansa, des Sechsstädtebundes, wo die Bürgerschaften mit eignen Fähnlein zu Felde zogen und fast so selbständig waren, wie die freien Reichsstädte.

In einer Landschaft, die eine eigenthümliche, der Selbstthätigkeit der Bürger nicht entbehrende Geschichte hinter sich hat, setzt man einen regen geschichtlichen Sinn der Einwohner voraus. Dies scheint sich in der Lausitz zu bestätigen. — Wol in keiner andern Gegend Sachsens hört man so viel Sagen und geschichtliche Erinnerungen aus dem Volksmunde. Natürlich fehlt es in einer solchen geschichtreichen Landschaft nicht an Chronisten. Gelehrte Geschichtsforscher, die in der „Lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften“ ihren Mittelpunkt haben, giebt es in größerer Anzahl; ein überaus fleißiger war der Archidiaconus Pescheck, der außer manchen andern Werken eine Chronik von Bittau in zwei Bänden zu 7—800 Seiten hinterlassen hat. Aber auch mancher Ungelehrte hat fleißige Aufzeichnungen gemacht. So füllte der Kupferschmied Tschell in Bauzen vierzehn starke Foliobände mit Nachrichten über seine Vaterstadt und die allgemeine Geschichte des letzten Menschenalters und illustrierte sie durch eingehaftete Flugblätter und Bilder.

Einige solchen Chroniken entlehnte Notizen, wie sie ein Wanderer gelegentlich am Rastorte macht, scheinen der Mittheilung nicht unwerth, da sie einzelne Theile der deutschen Culturgeschichte mit kräftigen Zügen illustriren und vielleicht manchem Leser so unbekannt sind, als sie dem Reisenden waren, der sich mit dem Durchstöbern von Orts geschichten einige durch Regenwetter verhängte Stubenarreste würzte.

Ueber die Geschichte der Wenden finden sich in den deutschen Chroniken wenig werthvolle Angaben. Man er-

fährt bloß, daß die Serben lange Zeit um ihre Unabhängigkeit kämpften, im 10. Jahrhundert deutschen Herren und später zum Theil den Städten, welche adelige Güter erwarben, unterthänig wurden. Das Christenthum wurde unter Kaiser Otto unter ihnen eingeführt. Seit acht Jahrhunderten führt der Wendenstamm ein dörflichstilles Leben, er tritt nie wieder in Kampf gegen die Deutschen. Alle großen Erwerbniſſe der Cultur werden den Serben von den Deutschen dargebracht, ohne daß sie selbst danach geringen; die Reformation, sowie die erst vor einem Menschenalter bewirkte Aufhebung der Erbunterthänigkeit — Alles kam ihnen wie geschenkt.

Ein bewegtes, thaten- und kampfreiches Leben tritt uns dagegen in den lausitzer Städten vor Augen. Die größeren sind sämmtlich alt, nur zwei der kleinsten Landstädtchen zählen bloß ein Jahrhundert. Des höchsten Alters rühmt sich Löbau; Bauen hatte schon im zehnten Jahrhundert Mauern und Stadtrechte; den Flecken Zittau erhob König Ottokar von Böhmen — die ganze Markgrafschaft stand nämlich unter dem Böhmenkönig, Zittau gehörte sogar eine Zeit lang zu Böhmen unmittelbar — im Jahr 1255 zur Stadt, indem er einen Marktplatz durch Pflugfurchen umschreiben ließ, Mauern zu bauen befahl und Steuerfreiheit versprach.

In diesen größeren Städten äußerte das deutsche Bürgerthum frische Kraft. In Zittau, wo fast die Hälfte Einwohner böhmisch war, verschwand allmählich die tschechische Sprache, die übrigen Städte verdrängten in ihren Mauern rasch das Wendische durch deutsche Sprache und Sitte. Einige dieser Städte schwangen sich schnell durch Gewerbefleiß und Handel empor; sie erkaufte von den immer geldbedürftigen Böhmenkönigen durch klingende „Verehrungen“ und durch Vorschüsse selbständigere Verfassungen, sowie werthvolle Vorrechte in Handel und Wandel und wirkten von jedem neuen König durch „unterthänigste Bezeigungen“, d. h. Dukaten, die Bestätigung derselben aus. So erlangten die Vierstädte (Bauen, Ramenz, Löbau und Zittau),

im 14. Jahrhundert das Recht, daß sich innerhalb der Bannmeile kein Kretscham (Schankwirthschaft) und kein Handwerker außer den unentbehrlichsten Schuhflickern und Schmieden aufthun dürfe; Zittau erhielt den Allein-Großhandel mit Blei und Seefischen; der Stadt Baugen wurde zugesagt, daß auf acht Meilen Entfernung von der Stadt keine Bleicherei getrieben werden dürfe.

Die Lausitzer Großstädte thaten alles Mögliche, ihre Vorrechte zu erhalten und zu mehren, sie scheuten selbst nicht vor harten Maßregeln zurück, welche ihre unterthänigen Dörfer von „städtischer Nahrung“ fern zu halten versprachen. Ueberhaupt zeichneten sie sich nicht immer durch väterliche Milde gegen ihre Unterthanen aus; öfter lieft man die Klage, daß die „stadtmitleidenden“ Orte zu schwer übersteuert würden. Auch gegen die kleineren Städte erwiesen sich die größeren zuweilen sehr streng. Als die Bürger des Landstädtchens Ostritz im Jahre 1386 ein Rathhaus erbaut hatten, zogen die Zittauer hin und rissen dasselbe sammt den neuen Stadtmauern nieder. Kurz, diese Städte verfahren gegen ihre Landesgenossen oft mit derselben Patricier-Herbigkeit wie die Berner gegen die „zugewandten Orte.“

Die Wohlhabenheit zu der sich die Lausitzer Städte durch Gewerbe und Handel, namentlich mit Tuch und Leinwand emporchwangen, setzt in Erstaunen. Es ist, als ob der Glückstern der Fugger auch ihnen gedeihliche Strahlen zugesandt habe. Die Communen verwandten große Summen auf ihre Befestigungen und Rüstzeuge, gründeten Kirchen, Krankenhäuser und Schulen, und hatten immer noch so viel Ueberschuß, um ihr Stadtgebiet fast in jedem Menschenalter durch den Ankauf einiger Dörfer zu vergrößern. So erwarb sich Baugen 29 Dörfer und einige Bauerngütern, Zittau gar 37 Dörfer und mehr als eine Geviertmeile Waldung. Fast alle diese Ankäufe geschahen im 15. und 16. Jahrhundert.

Kein Wunder, daß die Ritterschaft endlich auf dies starke Wachsthum der Communen eifersüchtig wurde und

bei den Ständen durchsetzte, ein Landsasse dürfe sein Gut nur an einen „Bierschildigen“ verkaufen.

Indeß waren schon viel früher zwischen den Städtern und einzelnen Rittern heftige Kämpfe entbrannt. Die lausitzer Bürgerschaften vollführten selbständig, was in Brandenburg durch die Markgrafen, in Thüringen durch König Rudolf geschah. Zu Schutz und Trutz gegen die „Landeschädiger und Landplacker“, welche die Straßen unsicher machten, vereinigten sich im Jahr 1346 sechs Städte der Lausitz, die nicht in Vasallenhänden waren — wahrscheinlich nach dem Vorbilde des 70 Städte umfassenden „Rheinischen Bundes“ — zu einer Hansa, dem „Sechsstädtebunde“, welcher in der Conventstadt Löbau tagte. Es waren: Bautzen, Görlitz, Kamenz, Lauban, Löbau und Zittau, welche dadurch zu einem „Stand“ wurden und auf den Landtagen in allgemeinen Landesangelegenheiten eine besondere Stimme erlangten. Der König verlieh ihnen Vollmacht, „dieselben hove vnde vesten czu brechin vnde czu burnen (verbrennen), als ab wir selbir legenwertig weren.“ Die Städte machten von dieser Erlaubniß wacker Gebrauch und zeigten sich als rüstige Brecher und Verbrenner. Im Jahr 1350 zerstörten sie die Beste Kirschau, 1391 Kohnau, von der noch Mauerreste von ungeheurer Dick übrig sind, 1476 die Falkenburg am Hochwalde. Gute Dienste leistete die große Bautzener Kanone. Man zählt 23 in der Lausitz, in Schlesien und Böhmen gelegene Raubburgen auf, die von den Sechsstädtern erobert und geschleift wurden. Noch nach der Errichtung des ewigen Landfriedens im Jahr 1527 brachen die Bautzener und Zittauer die Beste Tollenstein. Mit gefangenen Raubrittern machten die Städter kurzen Proceß; im Jahr 1419 wurden in Zittau neun gehenkt und neun enthauptet.

Deister hatten diese Städte offene Fehden durchzufechten. Im Jahr 1347 war ein Strauß mit dem Bischof von Meissen zu bestehen; im Jahr 1415 schickte Herzog Johann von Münsterberg den barschen Absagebrief: „wisset, ihr Städte, daß wir euer Feind sein wollen.“ Im Jahr 1476

wurden die Sechsstädte durch Hans von Delsnitz befehdet, weil ihm der Landesherr, König Matthias, Geld schuldete.

Aber auch unter den Sechsstädten selbst fehlte es nicht an Streit. Namentlich wurde die Brauerei, die gleichfalls einen Zankapfel zwischen Städten und Rittern abgab (der Brau- und Proceß zwischen beiden dauerte von 1614 bis 1798) Veranlassung zu Zwist. So entbrannte 1491 ein „Bierstreit“ zwischen Görlitz und Zittau. Die Görlitzer wollten das berühmte Zittauer Gebräu nicht in ihrer Stadt dulden, und ließen die eingeführten Fässer auslaufen; da schickten die Zittauer einen Absagebrief, in dem sie erklärten: „sie wollten ihre Feinde sein, wo sie wüßten, könnten und möchten, bei Tag und Nacht, an Leib und Gut Schaden zuzufügen“, und fingen die Görlitzer Heerden weg.

In der Sittengeschichte von Zittau fielen mir besonders folgende Züge auf. Zuerst eine mittelalterliche Antigone; die Frau eines wegen Brandstiftung Hingerichteten entwandte bei Nacht den am Thor ausgehängten Leichnam ihres Gatten und begrub ihn, dafür wurde sie eingekerkert und starb im Gefängniß. — Dester erneuerte und verschärfte „Hoffahrsordnungen“ bestimmten, wie man sich kleiden und wie viel Gäste man einladen dürfe, unter anderm auch, daß die Gevatterinnen ihre Besuche bei der Wöchnerin nicht über eine Stunde ausdehnen sollten. Noch im Jahr 1702 verbot der Rath Bauern und Handwerkern, Sammt und Seide, Gold und Silber zu tragen. Die Landestrauer wurde (noch 1781) so streng gehalten, daß während derselben die Bräute keinen Brautkranz tragen, sondern ihre Würde höchstens durch einen Rosmarinzweig kundgeben durften. — Das Tabakrauchen kam im Jahr 1620 hieher durch die Soldaten eines Königs, der das neue Laster so bitter haßte, daß er eine neue Warn- und Drohschrift, den *Μισοκάπνος*, drucken ließ, nämlich durch englische Hilfstruppen, welche König Jakob der Erste dem protestantischen Gegenkönig der Böhmen, Friedrich von der Pfalz, seinem Schwiegersohn sandte. Schon im Jahre 1633 erwies sich ein Verbot des Rathes gegen den Tabak

unwirksam. — Ein allerliebster Gebrauch bei der Bürgermeiſterwahl, der bis zum 16. Jahrhundert ſtattſand, war folgender: Wenn das neue Haupt der Stadt im feierlichen Zug an ſein Haus geleitet worden war, „da kommt die Frau herunter und empfähet die Herren alle. Nachdem hebet der alte Bürgermeiſter an und ſaget der Frauen, daß aus Gottes Vorſehung und Erkiefung Eines Edeln Rathes ihr Herr zum Bürgermeiſter erkoren. Die weil es aber große Mühe und Beſchwerniß hätte, ſo ſollte ſie ſein mit Eſſen und Trinken deſto beſſer und mit Fleiß verſehen. Das wolle Ein Edler Rath deſto beſſer und mit Fleiß um ſie verſchulden.“ —

Das Gemeindeleben der lauſitzer Städte bietet ein lehrreiches, von tragisch-balladenhaften Vorfällen durchwirktes Bild. Durch vier Jahrhunderte dehnen ſich die Kämpfe zwiſchen Patriciern und Plebejern und einige Male wird es blutiger Ernst.

Die Bürger waren ſchon im 13. Jahrhundert in Zünfte gegliedert. Die Innungen waren und ſind zum Theil noch geſchloſſen; in Zittau durften bis in die Neuzeit nur 28 Fleiſcher, 36 Schuhmacher und 12 Tiſchler als Meiſter ſchaffen; eine Tiſchler-, Fleiſcher- oder Schuhbank war nur durch Vererbung oder Kauf zu erlangen. Unter den Zünften galt eine ſtrenge Rangordnung, in welcher die Tuchmacher obenan ſtanden. Dieſe beengenden Satzungen haben indeß hier nie offenen Hader erregt und die neue Gewerbeordnung wird in der Lauſitz mehr und höhere Schranken wegzureißen haben, als anderswo.

Viel Streit erregte dagegen die Verwaltung der Commun. Konnte er ausbleiben, wo der Stadtrath ſeine Amtsnachfolger ſelber wählte, wo die Rathsglieder durch die Verwaltung von Communalgütern beſoldet waren und ihre Sitzungen in tiefes Geheimniß hüllten? wo, als es im Jahre 1487 den Bürgern geſtattet wurde, „Rathsfreunde“ zu wählen, welche die Verwaltung einigermaßen überwachen konnten, bloß die „Rürhandwerker,“ nehmlich Tuchmacher, Fleiſcher, Schuhmacher und Bäcker wählen und zwar bloß

Männer aus ihrer Mitte abordnen durften, und wo diese Einrichtung über 300 Jahre bestand?

Schon aus dem 14. Jahrhundert meldet die Ortsgeschichte, daß es in Zittau „zwischen Rath und Handwerkern wunderlich stand und daß eine große Ueppigkeit wider den Rath war;“ indeß verhinderte ein Abgesandter des Königs, der „so nachdrücklich Ding hegte, daß sich das ganze Handwerk fürchte und bebte,“ vor der Hand gewaltsame Ausbrüche.

In Bautzen empörten sich im Jahre 1405 alle Zünfte, außer den Fleischern, wegen der Braugerechtfame; sie setzten den Rath ab, wählten einen neuen und ließen sich von der Leidenschaft so weit fortreißen, daß sie die Ortenburg, auf der des Landvogts Sohn wohnte, beschossen. Die Rache zögerte, traf aber um so schwerer. Im Jahre 1408 kam König Wenzel und hielt Gericht. „Hier sitz' ich als der rechte Bürgermeister; wer was zu Klagen hat, der thu es!“ Sein Urtheil lautete auf Todesstrafe für den neuen Rath. Wirklich wurden mehrere Rathsherrn auf dem Markte geköpft und der König mit seiner Gemahlin sah vom Fenster des Rathhauses dem schrecklichen Schauspiel zu. Endlich bat die Königin, erschüttert vom Wehgeschrei der Frauen, um Gnade für die übrigen Verurtheilten, welche nun mit Verbannung davon kamen. Die Stadt verlor das freie Kürrecht, die Fleischer erhielten eine Fahne zur Belohnung.

Trotz dieses abschreckenden Beispiels entbrannte 1487 in Zittau heller Aufruhr wider den Rath. Eine starke, mit den Spitznamen: die Wiesenherrn belegte Partei, geleitet vom Altbürgermeister Pabst, verlangte, „der Rath solle nicht Heimlichkeiten haben, nichts eigenmächtig ohne Vorwissen der Bürger untersiegeln und von den Gemeinde-Einkünften nicht zu viel für sich verwenden.“ Die Ankunft des Landvogts, welcher Untersuchung der Mißstände versprach, beschwichtigte anfangs die Gährung. Man zeigte demselben im Kaufhause die großen Zechen, welche die Rathsherrn angekreidet hatten. Da standen Posten: item aus-

getrunken zwei Läger Muskateller; item zwei Läger Rheinfall u. s. w.“ — „Da lächelte der Landvogt ein wenig“, fand es aber doch zu bunt und setzte den Bürgermeister und mehrere Rathsglieder ab. Die sanfte Umwälzung verlief aber nicht ohne Greuel. Ein früherer Rathsherr, vom Landvogt verklagt, er habe ihn und den König geschmäht, wurde von den Bürgern, welche Geständnisse über die Mißverwaltung zu erpressen hofften, gefoltert; er trug indeß seine Qualen standhaft.

Bei der nächsten Kür wählte der Rath mit Zustimmung des Landvogtes den Führer der Wiefenherrn zum Bürgermeister. Herr Pabst sollte aber das traurige Ende vieler Volkstribunen erleben. Er wurde mißlieblich, weil er strebte, „dem Rathe die frühere Gewalt wieder zu erringen, weil er strengen Gehorsam verlangte und das Geschehene vergessen wissen wollte.“ Bald wurde er auch beschuldigt, er habe, um sein Ansehen zu befestigen, Truppen vom Landvogte verlangt. Da wurde er überfallen und ohne Prozeß vor dem Rathshaus enthauptet. Von einer entsprechenden Bestrafung dieser Frevelthat meldet die Ortsgeschichte nichts; ein vom Landvogt eingekerkelter Aufrihrer entzog sich der Strafe durch die Flucht.

Nach diesen wilden Zeiten wurde die Stadtverwaltung, die ins alte Gleis zurückgekehrt war, lange geduldig ertragen. Im Jahre 1620 ertrosten sich die Zittauer Bürger das Recht, Gemeinde=Älteste zu wählen, welche den Magistrat überwachen sollten. Diese Einrichtung muß aber wenig wirksam gewesen sein, da sich 1729 die Staatsregierung veranlaßt fand, eine Commission zu entsenden, um zu ermitteln, ob die Vernachlässigungen und Mängel, über welche die Bürger klagten, wirklich vorhanden seien. Die Commission fand des Wustes genug, in den Kassen sollen mehr als 100,000 Thaler gefehlt haben. Ein neuer Rath ward eingesetzt und zugleich verordnet, daß die Rathsherren feste Gehalte bekommen sollten. Die Kur dieser Staatsärzte kam der Stadt auf 22,000 Thaler zu stehn; sie war aber, sowie die einer im Jahre 1802 entsandten Revi-

sions-Commission nur eine ungründliche Palliativkur. Das rechte Heilmittel verschrieb erst das 19. Jahrhundert in der neuen Städteordnung. Eine vor dem Hauptthore der Stadt errichtete Constitutionssäule bezeugt die Freude der Bürger über die Verfassung, welche für das Gemeindeleben ein neues Zeitalter begründete. Es ist erfreulich zu hören, wie die Zittauer jetzt auf die gute Verwaltung ihrer städtischen Angelegenheiten, welche unter deren gegenwärtigem Oberhaupt einen stetig fortschreitenden Aufschwung genommen hat, fast so stolz sind, wie auf ihr Rathhaus, „das schönste in Sachsen.“

Aehnlich wie in Zittau scheint auch in den übrigen Städten, über welche keine ausführlichen Orts geschichten vorlagen, die Entwicklung der Communalverfassung gewesen zu sein.

Die kirchliche Geschichte der Lausitz weicht in mehreren Punkten von der Geschichte der übrigen Theile Sachsens ab. Die Markgrafschaft ist die einzige Provinz, in welcher ganze Gruppen von Ortschaften dem Katholizismus treu blieben, und die einzige, in welcher die evangelische Confession eine Secte aus sich hervorgehen sah, welche Dauer und größere Verbreitung fand. Die Katholiken der Lausitz wohnen größtentheils in den um die beiden Nonnenklöster liegenden Ortschaften, die Angehörigen der Brüder-Unität in Herrnhut und Kleinwella.

Die Reformation fand in der Lausitz freudigen Anklang und wurde ohne Hindernisse durchgeführt, da der Landesherr eben durch einen Türkenkrieg beschäftigt war. Stürmische Ausbrüche scheinen nur in Baugen stattgefunden zu haben. Hier wurde einmal in der Kirche nach einem katholischen Priester mit Steinen geworfen und ein anderer verhöhnt, als er den aus seiner streitsüchtigen Predigt Fortlaufenden nachrief, sie möchten zum Teufel gehn. Noch im 17. Jahrhundert gährte hier die Zwietracht, 1619 wurde das Domstift von Schaaren gestürmt, welche sich mit dem Liede: Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort! anfeuerten, Im nächsten Jahre erhielten die Protestanten einen Theil

des Doms eingeräumt und jetzt halten — ein schönes Zeugniß für ihre Duldsamkeit — beide Confessionen Gottesdienst in derselben, bloß durch ein Gitter in zwei Theile geschiedenen Kirche.

Gleich dem Erzgebirg und dem Voigtlande gewährte die Lausitz böhmischen Religionsflüchtlingen gastfreundliche Aufnahme. Die Mährischen Brüder fanden in Zittau, wo ihnen eine Kirche geschenkt ward, und in Herrnhut, wo sie den Stamm der Brüdergemeinde bildeten, eine Freistätte. Mit dieser Duldung reimt sich freilich schlecht, daß die Sechsstädte außer Bautzen, längere Zeit jedem Katholiken die Aufnahme verweigerten, daß die Zittauer 1675 einen aus Holland heimgekehrten Tuchmacher, nachdem er sein ganzes Vermögen für die Kosten der wider ihn verhängten Untersuchung hatte aufwenden müssen, aus der Stadt verwiesen, „weil er quäkerischer Ansichten verdächtig war,“ und noch im Jahre 1709 einen andern Tuchmacher verbannten, weil er „zu den Herrnhutern hielt“. Auch die Katholiken der Lausitz machten sich der Unduldsamkeit schuldig; die Ostritzer gaben im Jahre 1661 den Bau einer evangelischen Kirche in ihrer Stadt nicht zu und mißhandelten einen Geistlichen, welcher den Protestanten des Ortes das Abendmahl reichte. Dies erzählt die Chronik des Klosters Marienthal mit gerechtem Tadel.

Von den Klöstern ging fast gleichzeitig mit dem Dybin das Franziskanerkloster in Löbau und in Zittau ein, die Mönche wurden „endlich ganz arm und verachtet“ und die letzten mit einem Gnadengehalt versorgt. Die beiden reichen Nonnenklöster der Markgrafschaft dagegen erhielten sich, und mehrere der ihnen unterthänigen Orte blieben dem Glauben ihrer Väter treu. Marienthal war in der Reformationszeit dem Schicksale des Dybin nahe. Mehrere Nonnen, selbst Lebthiessen wurden abgesetzt (noch 1509); im Jahre 1622 wurde eine Oberin durch Soldaten nach Prag abgeführt, weil sie „das Kloster, dessen baldige Auflösung sie voraussah, zu einem weltlichen Stift erklären wollte“. Seit der Reformation stehen merkwürdigerweise

diese beiden Klöster unter der Obhut protestantischer Klostervögte.

Der Landesherr, dem die Kezerei seiner Lausitzer gewiß schon lange zuwider gewesen war, ergriff im Schmalkaldischen Kriege eine günstige Gelegenheit, seine Ungnade zu äußern. König Ferdinand, der die Reichsacht gegen die protestantischen Fürsten von Sachsen und Hessen zu vollstrecken hatte, forderte 1547 von der Lausitz Hilfstruppen „bei Vermeidung des Bönsalles.“ Ungern genug mögen sich die protestantischen Lausitzer entschlossen haben, gegen Glaubensgenossen zu Feld zu ziehen; indeß war es nicht zu umgehen und sie stellten ein Fähnlein von 500 Kriegsknechten auf zwei Monate. Als diese Zeit ohne Entscheidung verfloßen war, riefen die Sechsstädte ihre Truppen zurück; die Ritterschaft aber blieb, obgleich sie mit den Städten den Heimzug beschlossen haben soll, im Feldlager. Als der König forderte, die Städte sollten ihre Söldner auf weitere zwei Monate zu seinem Heere schicken, wurde dies für unmöglich erklärt, weil die Leute schon entlassen wären; man schickte indeß Geld und Lebensmittel zum Heere. Der König wies diesen halben Gehorsam in Ungnade zurück und forderte nach der Schlacht bei Mühlberg die Städte nach Prag, um wegen zwölf Anklagepunkten gerichtet zu werden.

Mit Bangigkeit sahen die Städte ihre Abgeordneten ziehen, welche alle Freibriefe mitnehmen mußten, und schlossen sie in das Kirchengebet ein. Der Adel hatte — wie ein Chronist andeutet, nicht aus guter Absicht — gerathen, die Städte möchten sich ganz der Gnade des Königs anheimgeben. Die Abgesandten befolgten den Rath und warfen sich dem Herrscher zu Füßen. Der Gnadenweg wurde ihnen gewährt; aber härter hätte das strengste Recht nicht sein können, als Ferdinands Gnade. Die Städte wurden aller bürgerlichen Vorrechte, namentlich der Rathskür, verlustig erklärt, sie sollten alle Geschütze ausliefern, alle ihre liegenden Güter an den König verwirkt haben, mußten die Kirchenkleinode herausgeben, 100,000 Gulden Strafe zah-

len und die Hädelsführer ausliefern. Die Abgeordneten, welche über solches Urtheil Vorstellungen machten, wurden mit dem Tode bedroht, wenn sie die Strafartikel nicht unterschreiben wollten, mehrere wurden „wegen zu kühner Reden“ eingekerkert, eine Anzahl derselben mußte als Geiseln bleiben. Der König setzte nun Stadträthe ein und ließ die reichen Stadtgüter durch seine Beamten für seinen Nutzen verwalten. Einige den Städten aberkannte Güter wurden frischweg verkauft. Die Kriegsgeräte der Sechsstädte wurden nach ungarischen Grenzfestungen geschafft; Zittau allein sandte achtzig Wagen voll Waffen und Geschütze, Bauzen über 150 Kanonen nach Prag.

Man begreift kaum, wie es den Städten möglich wurde, diesen „Pönfall“ zu überstehn. Sie erholten sich mit einer Schnelligkeit, welche an das aus der Asche erstehende San Francisco erinnert. Die Zeit drängte, die Güter wieder einzulösen, da der König nicht abgeneigt schien, sie alle zu verkaufen und der Adel Lust zeigte, sie zu erwerben. Die meisten Commungüter wurden durch beträchtliche Summen in kurzer Zeit wieder eingelöst. Vielleicht stimmte das den König zur Milde, nach zwölf Jahren gab er den Städten Bauzen und Zittau die freie Rathswahl zurück. Aber die Wehrkraft der Städte war und blieb gebrochen.

Proben ihrer Kriegstüchtigkeit hatten die Bürger besonders in den Hussitenkriegen abgelegt. Zum Haß gegen die Markgrafschaft hatten die Hussiten manche Veranlassung; Lausitzer Herren hatten in Kostniz ihren Reformator verurtheilen helfen und an der Schlacht bei Ruffig theilgenommen, die Sechsstädte, welche den Bundesbrüdern den Anschluß versagt hatten, gaben böhmischen Geistlichen, die wider „die verdammten Ketzer“ eiferten, eine Freistatt. Darum machten die Böhmen öfters Verheerungszüge in die Lausitz, berannten den Dybin, verwüsteten Ostritz, Hirschfelde und Marienthal, im nächsten Jahre (1428) Kamenz und Marienstern. Zittau wurde dreimal von ihnen beschossen; aber nur die in Brand gerathenen Vorstädte ergaben sich. Sehr wacker wehrten sich auch die Bauzener.

Als man im Jahr 1421 nöthig fand, die Stadt in bessern Vertheidigungszustand zu setzen, schanzten Hunderte von Männern und Frauen und der Rath ließ viele neue Geschütze gießen. Acht Jahre darauf belagerte Molesto die Stadt. Da kämpften auch die Bürgerfrauen mannhaft mit, sie rollten Steine von den Mauern und gossen heißes Wasser und Pech hinab. Drei Tage lang wurde gestürmt, der vierte Theil der Stadt brannte ab; als jedoch Molesto auf der Mauer gefallen war, zogen die Hussiten ab. Der verrätherische Stadtschreiber, der einen Pulvervorrath unbrauchbar gemacht und dem Feinde Briefe zugesandt hatte, wurde auf einer Kuhhaut durch die Stadt geschleift und auf die schrecklichste Art hingerichtet, man schnitt ihm das treulose Herz aus und schleuderte es ihm ins Gesicht.

Im dreißigjährigen Kriege litt die Lausitz schwer. Das platte Land wurde von Tieffenbachern, von Isolanis Kroaten, „die wie die lebendigen Teufel hausten“, von Torstenson's und Wrangels Rotten über zehn Jahre lang heimgesucht, ausgezogen und verwüstet. Zittau wurde, als es eben von Kaiserlichen besetzt war, zweimal (1632 und 1634) von sächsischen Truppen beschossen und bei der zweiten Belagerung erstürmt; im Jahre 1641 wurde es von den Schweden, im nächsten Jahre wieder von den Kaiserlichen belagert und nach starker Beschießung und nach Sprengung von Minen genommen. Bautzen wurde im Jahr 1633 von den Wallensteinern beschossen, im folgenden Jahr eroberte es der Kurfürst zurück, wobei es fast gänzlich abbrannte; im Jahr 1639 wurde es von Torstenson besetzt und geplündert und in demselben Jahre wieder von den Sachsen genommen. Die Schweden, welche das Schloß inne behalten hatten, belagerten nun die Stadt und zwangen endlich die vom Hunger bedrohten Bürger zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade; das Schloß ging bei diesen Kämpfen in Flammen auf, die Stadt erlitt die schwersten Verwüstungen.

Fürwahr, es giebt wol wenig deutsche Städte, die ohne

eigentlich Festungen zu sein, so oft Belagerungen erlitten, als diese Städte der Lausitz.

Der siebenjährige Krieg, in welchem Hochkirch eine traurige Berühmtheit erlangte, brachte für Zittau das schwerste Unheil. Am 23. Juli 1757, als eine kleine Abtheilung Preußen in der Stadt lag, wurde dieselbe von den Oesterreichern einen halben Tag lang mit glühenden Kugeln beschossen, so daß sie am Abend nur noch ein Haufen rauchender Trümmer war. Drei Viertel aller Wohnungen, die meisten öffentlichen Gebäude (von den Kirchen blieb nur die Klosterkirche mit der Stadtbibliothek unzerstört) lagen im Schutte. Von den Einwohnern, welche sich zumeist in Keller geflüchtet, kamen 73 um das Leben, eine Wittve verlor dabei vierzehn Kinder und Enkel. Acht Tage lang rauchten die Trümmer von 584 Gebäuden. Daß die Stadt selbst nach dieser „unnöthigen Barbarei“, wie es Friedrich II. nannte, sich rasch erholte, zeugt für ihre rüstige Kraft auf das glänzendste.

Die Franzosenkriege drangen spät in die Lausitz vor. Der erste Sturmvogel war der Herzog von Braunschweig, der 1809 mit einer kleinen Schaar seiner Schwarzen aus Böhmen nach Zittau kam, um gegen Napoleon zu werben, aber keinen Anklang fand und bald von sächsischen Truppen vertrieben wurde. Im Jahre 1813 erlebte die Lausitz den Brand von Bischofswerda und die furchtbare Schlacht bei Bautzen; im August besuchte Napoleon Zittau, wo Poniatowski Quartier hatte. Man begrüßte ihn mit einer Ehrenpforte, welche die Inschrift trug: Salve Caesar! Möge dies der letzte Triumphbogen gewesen sein, den Deutsche einem fremdem Eroberer setzten! —

Zwei der erwähnten Kriege hatten für den politischen Zustand der Lausitz wichtige, bleibende Folgen.

Im dreißigjährigen Kriege kam die Markgrafschaft an Sachsen. Die Lausitzer hatten sich, obgleich sie dem König Ferdinand gehuldigt, der Sache des Gegenkönigs Friedrich angeschlossen, dessen Herrschaft den Protestanten Duldung versprach. Der Kaiser übertrug dem Kurfürsten von Sach-

sen die Unterwerfung der Rebellen. Dieser eroberte demzufolge im Jahre 1620 Bautzen, das übrige Land ergab sich kampflos, als die Kunde von der Schlacht am weißen Berge eingetroffen war. Zur Sicherstellung für die aufgewandten Kriegskosten war dem Kurfürsten die Markgrafschaft als Pfand gegeben worden, und da die protestantischen Bewohner derselben das sonderbare Anfinnen des Kaisers, ihr Land mit 72 Tonnen Goldes (d. i. über 7 Mill. Thaler) einzulösen, ablehnten, wurde die Lausitz im Prager Frieden (1635) erb- und eigenthümlich an Sachsen abgetreten. Sonach kam diese Provinz auf dieselbe Weise, wie das Voiatland, erst als Unterpand, dann als Eigenthum aus dem Besitze Böhmens an Sachsen. Die Stände erwirkten vom neuen Landesherrn die Zusage, daß die Lausitz als sächsische Provinz einige ihrer besondern Verfassungsrechte beibehalten dürfe.

Der Friede, welcher die napoleonische Kriege schloß, trennte die Niederlausitz und den nordöstlichen Theil der Oberlausitz vom Königreich Sachsen ab, wobei Görlitz und Lauban an Preußen kamen, so daß von den „Sechsstädten“ der Lausitz nur noch vier als „Vierstädte“ zusammen blieben.

Werfen wir zum Schluß unseres chronistischen Ueberblickes, der natürlich weder Neuerforschtes noch Vollständiges bieten konnte, einen Blick auf die im Felde des Geistes hervorragenden Männer, welche der Lausitz entstammen, so finden wir deren eine ansehnliche Reihe, und darunter mehrere, welche in der Entwicklung des deutschen Geistes Epoche gemacht haben.

Als Originale, welche durch Seltsamkeiten und Berirungen berühmt oder berüchtigt wurden, sind zwei Lausitzer allbekannt. Zu den volksthümlichen Figuren, welche die Sage zu Anekdotenhelden erklärt, gehört der Freiherr von Knau, geboren in Strawalde, der durch wilde Streiche und derbe Antworten durch ganz Deutschland sprüchwörtlich wurde. Viel Lärm hat zu seiner Zeit der Bischofswerdaer Bahrdt als deistischer Professor der Theologie und endlich als Gastwirth gemacht.

An Autodidakten ist die Heimath des Philosophen Jakob Böhme ziemlich reich. Ein Bauer, Namens Eckarth, begründete im Jahr 1731 durch sein historisches Tagebuch eine Zeitschrift, die sich über hundert Jahr erhielt und zu Anfang unseres Jahrhunderts bis zu zehntausend Exemplaren abgesetzt wurde. In der Wendei wird der Bauer Gelansky viel genannt, der 36 Sprachen für sich erlernt hatte; noch zeigt man in Göda respectvoll das Häuschen, indem der schlichte Rival von Mezzofanti gewohnt hat.

Wer wollte alle Gelehrte aufzählen, welche in der Lausitz geboren wurden! Der Pfarrer Otto hat in seinem Lexikon der Oberlausitzer Schriftsteller und Künstler, das er mit rührender Aufopferung ins Werk gesetzt, versucht, eine Walhalla seiner Heimath zu begründen. Wir beschränken uns auf einige allbekannte Namen aus dem Kreise der Verstorbenen. Im 17. Jahrhundert wurden zwei Männer in der Lausitz geboren, welche sich als populäre Schriftsteller verdient gemacht haben und deren Werke noch in solchen Häusern aufbewahrt werden, wo man in edler Pietät alle Bücher aufhebt, aus denen Väter und Großväter gelernt haben. Der eine war der Nachfolger des Erzgebirgers Adam Riese, der Rechenmeister Besched (geb. 1676 zu Zittau); der andere, der als Herausgeber geographischer Bücher und Landkarten und der biblischen Historien bekannte Hamburger Rector, J. Hübner (geb. 1668 bei Zittau), dessen Geographie während seiner Lebenszeit 36 mal, dessen biblische Historien mehr als hundert mal aufgelegt wurden. Für die Naturwissenschaft entstand in der Lausitz der größte Geognost seiner Zeit, welcher Schüler aus allen Theilen der gebildeten Welt nach Freiberg zog, Werner, geboren in Wehrau. Als Philosoph und Patriot errang sich einen unvergänglichen Namen Fichte aus Rammenau.

Im Bereiche der schönen Literatur thaten sich im 18. Jahrhundert eine Reihe von Lausitzer Schriftstellern hervor. Die Chroniken erwähnen als Söhne Zittau's: den früh verstorbenen hoffnungsvollen Dichter Michaelis, den Barden Ringulph Kretschmar und den Dramatiker Chr. Weise, als

ein Bauzner Kind den fruchtbaren Belletristen Meißner, dessen Skizzen und historische Romane einst vielleicht noch mehr Leser fanden, als die der L. Mühlbach in unsrer Zeit. Aber tief in Schatten treten all diese Männer, deren Werke heutzutage nur ein Literaturgeschichtschreiber liest, vor dem unsterblichen Sohne von Ramenz, der in Wissenschaft und Kunst eine neue Epoche begründete. In Lessing und Fichte schenkte die Lausitz dem Vaterlande zwei der mannhaftesten kerndeutschen Männer, die sich, so sehr auch ihre Talente verschieden waren, durch ihre Geistesstärke, ihren tapfern Sinn, ihren erfolgreichen Kampf für das deutsche Wesen gegen das Franzosenthum und ihre strenge, durch keine Verfehlung hinwegzuleugnende Sittenreinheit ähneln.

Als Musiker thaten sich die Söhne zweier Lausitzer Weber durch geistliche Liederdichtungen hervor: J. G. Schicht aus Reichenau und J. Schneider aus Waltersdorf; als Operndichter, der volksthümlichen Ton mit männlicher Kraft zu verbinden wußte, erwarb sich der Zittauer H. Marschner einen geschätzten Namen. Der bildenden Kunst schenkte die Lausitz in neuester Zeit einen Koryphäen, und zwar einen Bildhauer höchsten Ranges, der durch die dem Dichter des Nathan geweihte Bildsäule seinen Ruhm begründete, den Küstersohn Rietschel aus Pulsnitz.

Eine keine Landschaft, welche, ohne eine Universität und Kunstschule oder eine Residenz zu besitzen, der deutschen Wissenschaft und Kunst solche Männer stellte, steht gewiß hinter keinem Theile des Vaterlandes zurück.

IV.

Wald und Feld.

Die Landschaften der Oberlausitz erhalten auch da, wo das Terrain wenig Reize hat, eine anmuthige Mannigfaltigkeit dadurch, daß dem Acker- und Wiesenland kleinere und größere Waldflächen in bunter Reihe eingefügt sind. Freilich ist die Marktgrafschaft keine waldreiche Gegend, vielmehr nächst dem Leipziger Kreise die waldärmste Provinz Sachsens, es fehlen ihr die Staatsforsten ganz und gar, es fehlen ihr die meilenweit sich dehnenden Fichtenwälder mit Holzhauer-, Köhler- und Schnizerdörfschen, mit Hammerwerken und Glashütten, welche andern Mittelgebirgen den Gattungsnamen „Wald“ verschafft haben; aber ihre kleineren Waldflächen sind wohl vertheilt, selten ist eine Flur ohne Gehölz, nirgends ist der Horizont ohne den tiefgrünen Saum, der die schönste Grenze zwischen Saaten grün und Himmelblau bildet.

Ein Liebhaber der Waldromantik findet indeß in der Lausitz schwerlich Befriedigung. Die Kieferheiden der nördlichen Gegenden wiegen eher in stilles schwermüthiges Träumen, als daß sie zum fröhlichen Waldjauchzer verlocken; die schönen Waldungen von Bautzen und Zittau sind zu parkähnlich, als daß sie das ehrfürchtige Schauern erwecken könnten, das man in den großen dunkeln Forsten anderer Gebirge fühlt.

Die Waldpflege scheint in der Lausitz — soweit ein Dilettant urtheilen darf — nicht überall der Bedeutung zu entsprechen, welche der Forst auch in solchen Gegenden hat, denen die Natur unterirdische Holzmagazine geschenkt hat. Der Wald leidet hier und da unter der Kleinwirthschaft. Der zu Bauerngütern gehörige „Busch“ wird oft als Stiefkind behandelt, sein Boden wird zwar gern abgeerntet, aber faumselig bepflanzt, er muß dem Acker so

viel Streu liefern, daß er dabei verkümmert. Dagegen stehen einige gutsherrliche Waldungen und besonders die großen Communalforste (Zittau besitzt über eine Geviertmeile Waldboden) sichtlich in bester Pflege und geben den kleinen Waldherren ein ähnliches Vorbild, wie anderwärts die Staatsforsten.

Diese sorgliche Pflege wurde indeß, wie die Chronik lehrt, dem Forste spät zu Theil. Zwar sorgten die Städte durch Ankäufe ganzer Reviere, für Vergrößerung ihrer Waldungen; aber eine nachhaltige Wirthschaft konnte unmöglich aufkommen, wo Zimmerleute, die das Fällen mehr lieben und besser verstehn als das Anpflanzen, den Förster machten, wie es in Zittau der Fall war. Ein ordentliches Forstamt wurde hier erst im Jahr 1730 eingesetzt, eine vollständige Vermessung kam 1829 zu Stande. Daß die Thätigkeit der Forstpfleger verdiente Anerkennung findet, beweist ein Andenken, das die Stadt Bauzen ihrem Oberförster Walde auf dem Czorneboh gestiftet hat. Wie selten finden doch wackere Forstleute eine so wohlverdiente Auszeichnung!

Dem Forstmann, der freilich auch in der ärmsten Haide lernen kann, erscheint die Lausitz wol kaum als eines der bevorzugten Reviere, die er wegen besonderer Seltenheiten der Natur und Forstpflge zu besuchen Lust fühlt; dem Landwirth dagegen muß diese hochangebaute Gegend, in der an vielen Orten eine intensive Wirthschaft nach strengwissenschaftlichen Grundsätzen betrieben wird, viel Lehrsreiches bieten. Der Feldbau hat hier im letzten Menschenalter augenscheinlich die rasch fortschreitende Industrie nicht nur nicht vorausgelassen, sondern sogar überflügelt. Wie würde der brave Naturforscher Leske staunen, wenn er den heutigen Stand der Lausitzer Landwirthschaft mit dem Zustande vergliche, den er in seinem Prachtwerke (Reisen durch Sachsen in Rücksicht auf Naturgeschichte und Oekonomie 1785) beschrieben hat!

Im südlichen, mehr gebirgigen Theile der Lausitz bilden die Ackerbauer (wie ein Blick in H. Langes trefflichen

Atlas von Sachsen anschaulich zeigt) nur einen sehr kleinen Theil der Bevölkerung. Die Felder werden auch dort überall höchst sorgfältig angebaut und geben besonders in der fruchtbaren Gegend der „Kornstadt“ (Zito heißt auf Wendisch Korn) guten Ertrag. Ihren Höhepunkt erreicht indeß die Landwirthschaft in den fast ausschließlich von Ackerbauern bewohnten Gegenden von Löbau und Zittau, wo die Industriellen nur etwa Fünf vom Hundert der Einwohner ausmachen. Zahlreiche, ansehnliche Rittergüter (im Amte Bautzen kommen auf 135 Landgemeinden gegen 60 große Güter) bieten hier Gelegenheit zum Großbetrieb und die Gutsbesitzer leuchten den Bauern als Muster in ihrem Fache voraus.

So wenig auch ein Laie, der höchstens einige Gartenbeete bewirthschaftet, Beruf fühlt, über die Landwirthschaft zu reden, so darf er doch einige seiner oberflächlichen Beobachtungen nicht unterdrücken, um nicht eine zu arge Lücke im Bild eines Landes zu lassen, in dem der Feldbau eine so große Rolle spielt.

Unter den Feldfrüchten nehmen die Handelsgewächse keine hervortretende Stelle ein; Hopfenbau und Zuckerrübenpflanzungen kommen kaum im Großen vor; auch der Kardenbau scheint nur um Bautzen und bloß versuchsweise betrieben zu werden, so daß die Lausitzer Tuchmacher den größten Theil der unentbehrlichen Naturbürsten aus der Oschazer Pflege und aus Frankreich beziehen. Die Gärtnerei ist besonders um Zittau im Schwunge; die Obstbaumzucht jedoch scheint, obgleich die meisten Dörfer von Baumgärten umgrünt sind, noch nicht zu bedeutender Höhe entwickelt.

Auf den Sandfeldern des Nordens wird häufig Buchweizen erzogen. Die Kartoffeln haben erst seit der großen Theuerung von 1772 die volle Anerkennung gefunden und werden jetzt so viel ausgelegt, daß ihr Anbau die Cultur des Flachses, welche für die Industriegeschichte des Landes bedeutsam war, ansehnlich beschränkt hat. Sonst bestand ein ansehnlicher Theil des Gesindelohnes in der

Benutzung eines Flachslandes; noch jetzt bekommt eine Magd von einzelnen Herrschaften zwei Mezen Land zur Leinfaat. Flachsbau im Großen, zu dem die einheimische Spinnerei und Weberei auffordern könnte, scheint nicht betrieben zu werden, da Anstalten zur kunstmäßigen Röstung und Vorbereitung der Ernte fehlen.

Die Felder werden sorgfältigst bestellt, auch in den Höfen schlichter Bauern sieht man verbesserte Ackergeräthe, die künstlichen Düngungsmittel finden die ausgedehnteste Anwendung. Die Getreideerträge finden auf den großen Kornmärkten von Löbau und Bautzen bequemen Absatz. Futterkräuter werden auf Feldern und manchen Kunstwiesen erzogen.

Die Viehzucht erzielt durch sorgfältige Pflege der Hausthiere und durch Einführung edler Stämme schöne Erfolge. Auf vielen Gutshöfen sind veredelte Schafe (englische in Drehfa und Glossen) und stattliche breitnackige Rinder zu bewundern, welche ihren Ursprung von englischen Kurzhörnern oder von Alpenstieren kundgeben. Fast wird man von der Bangigkeit befallen, daß in kurzer Zeit die Thiergestalten, die wir als Rinder auf den Bauernhöfen kennen gelernt, von der Erde verschwinden und neuen, vielleicht nützlicheren, aber weniger hübschen Formen Platz machen müssen. Was sind die „veredelten“, den Bauch schleppenden Grunzer, und die plumpbeinigen, häßlich krähenden Brahmaputra's für Ungestalten gegen ihre unedeln Vorgänger? Wer eine englische Thierausstellung gesehen hat, wird zugeben müssen, daß man sich angesichts mancher Preisthiere, besonders der Schweine und Fancy-Kaninchen, wirklich oft fragen muß, zu welcher Thiergattung ein vielbewundertes Ungethüm eigentlich gehöre.

Die Bienenzucht wird in der Heimath Schirachs — der unsere Großväter als ersten Imker ebenso hoch bewunderten, wie wir seinen Amtsbruder Dzierzon — viel betrieben; neben altväterischen Klobbeuten und Strohkörben finden sich nicht selten Bienenwohnungen, welche andeuten, daß auch die neue, den Staatshaushalt der Thiere vollkommen be-

herrschende Pflanzart geübt wird. Die alte Waldbienenzucht, welche der Lausitzer Dichter Willkomm in einer Novelle geschildert hat, soll selbst in den Heidegegenden gänzlich erloschen sein. Die Fischzucht ist in den flachen Gegenden, wo viele Teiche vorhanden sind, nicht unbedeutend und soll gute Erträge liefern, während anderswo das Sprüchwort wahr ist: Garten und Teich macht Niemand reich. Sollte ein Wanderer in der Wendei von Husaren reden hören, die auf dem Felde weilen, so darf er nicht an eine Heerschau denken; Husaren heißen die Hirten, denen die schwierige Obhut über die Gänseheerden anvertraut ist; die Prophezeiung von Fuß über Gans und Schwan zeigt, daß Fuß auf Slawisch die Gans bedeutet.

Die landwirthschaftliche Industrie ist durch große Branntweinbrennereien vertreten.

Hochgerühmt wird der Einfluß des landwirthschaftlichen Kreisvereines, der unter Leitung eines ausgezeichneten Landwirthes, des Dr. Hermann, steht. Die gedruckten Mittheilungen dieses Vereines beweisen, wie wohl derselbe versteht, durch das Einbürgern vorzüglicher Sämereien und Thierstämme, durch Einführung zweckmäßiger Geräthe und Maschinen, durch Verbreitung nützlicher Schriften das Gute anderer Gegenden der Lausitz zuzuführen, wie er durch Belohnungen und Ausstellungen zum Wettstreit anzuspornen weiß und besonders auch, wie trefflich man es anstellt, die Zweigvereine zu fruchtbaren Versuchen und Gesprächen anzuregen. Die wichtigste Schöpfung des Vereines, zu welcher Staatsregierung und Provinzialstände bedeutende Mithilfe gewähren, ist die mit einem Versuchsfeld und Laboratorium ausgestattete landwirthschaftliche Versuchs-Anstalt zu Weidlich, welcher der Chemiker Dr. Lehmann vorsteht. Dieser Naturforscher, welcher der Wissenschaft werthvolle Aufschlüsse zuführt und die Praxis durch chemische Werthbestimmungen von Erdarten, Düng- und Futtermitteln fördert, erwirbt sich außerdem durch Vorträge, die er den Zweigvereinen hält, große Verdienste um die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in Stadt und Land.

Beweist nicht schon die Gründung einer solchen Anstalt, daß die Landwirthschaft der Industrie vorausgeeilt ist? Wie steht hinter dem Wirken eines solchen Vereins die Thätigkeit der Gewerbevereine zurück, die selten zu frischer, gedeihlicher Entwicklung kommen? Wo besteht ein ähnlicher Verein der Industriellen einer ganzen Provinz, der aus gemeinsamen Mitteln Männer anstellt, welche die Fortschritte der Wissenschaft Allen durch das lebendige Wort zuführen und jedem Rathsuchenden Auskunft geben?

Die Gerechtigkeit fordert zu bedenken, daß den Landwirthten ein solches Zusammenwirken erleichtert ist. Sie brauchen die Mitwerbung ihrer Nachbarn, auch des Auslandes nicht zu fürchten, da selbst England, der furchtbarste Gegner der deutschen Industrie, unserm Ackerbau vielmehr ein förderliches Vorbild, als ein gefährlicher Concurrent ist.

Die Lausitzer Landwirthschaft genießt, obgleich der Boden der Markgrafschaft im Ganzen kein reicher ist, besondere Vortheile. Vortreffliche Handelswege eröffnen die bequemste Ausfuhr; einzelne Gutshöfe, die vor dreißig Jahren um zwei Tagereisen von Dresden entfernt lagen, können jetzt auf der Eisenbahn täglich frische Milch in die Hauptstadt senden. Ferner stellen die Häusler der wendischen Dörfer den Gutsherren treue, kräftige Arbeiter, die um geringen Lohn wacker schaffen. Gegenwärtig stehen in der Lausitz, wo auch die Gewerbsleute sich mit geringem Verdienst begnügen müssen, die Löhne der Feldarbeiter ziemlich niedrig. Aus glaubwürdigen Mittheilungen ergiebt sich, daß ein Gutstagelöhner, der von früh bis Abends mit Ausnahme einer stündigen Mittagsrast, wacker arbeitet und keinerlei Kost erhält, im Sommer 1 Thlr. 7 Ngr., im Winter nur 1 Thlr. wöchentlichen Lohn empfängt, und daß es eine weibliche Arbeiterin wöchentlich bis auf 1 Thlr. bringt. Wenn es gelingt, die Wenden an die Gedingarbeit zu gewöhnen — was nicht leicht sein soll — werden sie gewiß zu ihrem und der Arbeitgeber Vortheil auch höhere Löhne erwerben.

Aber selbst bei diesem Einkommen sind die Wenden

keineswegs unzufrieden, Niemand denkt an Auswanderung ins Dollarland. Vielleicht rührt diese Zufriedenheit zum Theil von dem beruhigenden Gefühle her, daß sich ihre Lage seit dem letzten Menschenalter so wesentlich verbessert hat, sowie von der darauf gestützten Hoffnung auf fortschreitende Verbesserung derselben.

Bis vor dreißig Jahren galt nämlich in der Lausitz die Erbunterthänigkeit. Ein vollständiges Bild der ehemaligen feudalen Zustände bietet die gewiß nicht parteiische, zur Jubelfeier des Gutsherrn im Jahr 1843 veröffentlichte Geschichte des Rittergutes von Rennersdorf. Welche starre, den höheren Aufschwung des Ackerbaues hemmende Zustände der Unfreiheit hatten sich hier fortgeschleppt! Der Frohndienste, wozu auch das Spinnen gehörte, waren vielerlei. Unentgeltlich wurden indeß nur Jagddienste und Flachsbrechen geleistet; für die übrigen „Hofdienste“ wurde neben der Kost ein Tagelohn verabreicht, das freilich selbst als Trinkgeld gering erscheint. Ein Gärtner erhielt $4\frac{2}{3}$ sz , beim Grasshauen 8 sz , für ein Stück Garn 2 *nfl.* 4 sz . Spinnelohn. Die Drescher wurden mit Körnern ausbezahlt. Als härteste Pflicht der Erbunterthänigen erscheint der Gesindezwang, dem zufolge alle dienstfähigen jungen Leute sich zu bestimmten Zeiten auf dem Gutshofe zur Gesindeschau einstellen mußten; die von der Herrschaft Ausgewählten hatten zwei Jahre lang auf dem Hofe als Dienstboten zu bleiben und mußten, wenn sie ledig blieben und wieder aufgefördert wurden, nach zwei Jahren wieder eintreten.

Es mag sein, daß die Arbeiter unter jenen Verhältnissen sich ebenso gut nährten und kleideten wie jetzt; aber gewiß ist, daß dadurch ein großer Theil der Bevölkerung in einer den Charakter gefährdenden Abhängigkeit verblieb und daß dabei die Landwirthschaft ihre jetzige Höhe so wenig hätte erreichen können, als das Handwerk bei geschlossenen Zünften sich bedeutend aufschwingt. Wie nachtheilig mußte ein Arbeitszwang, dessen rechtliche Begrün-

ding der Frohnpflichtige selten einsah, auf die Lust und Kraft zur Arbeit einwirken!

Daß jedoch die Härte der Verhältnisse durch die — schon vom eigenen Interesse empfohlene — Menschenfreundlichkeit der Berechtigten möglichst gemildert worden und den seit Jahrhunderten an diese Verpflichtungen gewöhnten Wenden kaum sehr empfindlich gewesen sei, scheint der ungetrübte Friede zu beweisen, der hier zwischen adeligen Herren und Unterthanen geherrscht hat. Auch in der Zeit der Bauernkriege hört man hier nichts von Auflehnungen, ohne daß der Serbe an der dumpfen Duldsamkeit mancher slawischen Stämme leidet.

Man hat zuweilen der Neuzeit den Beruf zur Gesetzgebung absprechen wollen und gewiß finden die Juristen unserer Tage große Schwierigkeiten, ihre Satzungen aus der Rechtsanschauung des Volkes zu entwickeln und das Gesetz zur Sitte zu erhöhen. Aber in der Kunst, mit der sie die feudalen Rechtsverhältnisse in einfachere, humanere überführte, ohne wohlverworbene Rechte umzustößen, hat sich die neuere Gesetzgebung ein herrliches Denkmal gesetzt. Die Berechtigten sind durch entsprechende Ablösungssummen entschädigt und obendrein durch den gestiegenen Ertrag ihrer Güter so belohnt worden, daß sie den Verlust der „Gutsherrlichkeit“, die oft mehr Bürde als Würde war, verschmerzen konnten; die Verpflichteten müssen in dem edlen Gefühle der freien Arbeit eine mächtige Anregung zur Thätigkeit und Selbstsorge finden.

Dieser erquickliche Gedanke und die Begegnung mit wohlgeschulden, zufriedenen Arbeitern trägt nicht wenig dazu bei, eine Wanderung durch die trefflich angebauten Fluren der Lausitz zu einer angenehmen zu machen.

Die Gewerbe.

Die Oberlausitz zerfällt in Bezug auf die Beschäftigung ihrer Bewohner in zwei scharfgeschiedene Theile. Die nördliche Hälfte, das Wendengebiet, hat eine überwiegend ackerbauliche, die südliche, von Deutschen bewohnte dagegen eine ebenso entschieden gewerbliche Bevölkerung. Dort leben auf 100 Einwohner nur etwa 5, hier 86 bis 90 Gewerbetreibende; dort liegen kleine Bauerndörfer mit dichtgedrängten Häusern; hier dehnen sich den Thälern entlang volkreiche Weberdörfer, welche selbst die größten Landorte des Erzgebirges an Volkszahl übertreffen. Auch hier scheint es als ein Naturgesetz zu gelten, daß, wo Slaven und Deutsche zusammen wohnen, diese die städtischen, jene die landwirthschaftlichen Arbeiten übernehmen und daß in gebirgigen Gegenden die Slaven weit mehr der Germanisirung ausgesetzt sind, als in der Ebene.

Die Dichtigkeit der lausitzer Bevölkerung ist bedeutend, es wohnen auf 40 Geviertmeilen gegen 300,000 Menschen, also kommen im Mittel über 7000 auf die Meile. In den einzelnen Gegenden ist aber die Bevölkerung sehr ungleich vertheilt, so daß eine bildliche Darstellung die nördliche Hälfte licht, die südliche, besonders die Umgegend Zittaus, sehr dunkel schraffiren würde.

Ursprünglich sind fast alle Gewerbe der Oberlausitz bodenständig gewesen; doch haben sich mehrere, und besonders die jetzt am stärksten besetzten, so entwickelt, daß sie nunmehr vorzugsweise ausländische Rohstoffe verarbeiten.

Bodenständig im strengsten Sinne sind von den stärker besetzten Gewerben besonders drei.

Zuerst das der Steinbrechen und Steinmetzen, welches unter allen die meisten Wenden zählt. Man giebt die Zahl der lausitzer Steinbrüche auf 600 an, unter welchen einige, namentlich die von Johnsdorf und Häßlich, bedeutend sind.

Für die im besten Zustande erhaltenen Straßen liefert Granit, Klingstein und Basalt treffliches Material. An guten Bausteinen fehlt es, mit Ausnahme der Nordgrenze, nirgends. Für das Ausland werden viel Granitplatten zu fast unverwüsthlichen Schwellen und Trittsteinen zugerichtet. Am weitesten in der Ferne gehen die Mühlsteine von Johnsdorf, die bis Stockholm und die Türkei versandt werden. Gegen 70 Arbeiter sind in den Johnsdorfer Brüchen beschäftigt, deren feste und gleichförmige Sandfelsen leicht massige Tafeln absprenge lassen. Diese Brüche gehören der in jedem Sinne steinreichen Commune Zittau, welche jetzt für die Ausnutzung derselben jährlich 2400 Thaler einnimmt, während sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts nur 326 Thaler erhielt. Wenn sich die Pacht eines Steinbruches in 80 Jahren verachtfacht, dann muß wol sein Gestein Anerkennung gefunden haben. Neuerdings stellt man für Mühlen, welche seit Aufhebung des Mahlzwinges für Verfeinerung ihrer Producte sorgen müssen, auch gefittete Steine her, welche möglichst gleichartige Reibungsflächen haben.

Erze fehlen der Oberlausitz, mit Ausnahme des Raseneisensteins von Königswartha und Mirka, gänzlich. Darum ist auch die Metallindustrie spärlich vertreten; sie beschränkt sich auf eine Eisengießerei und einen Kupferhammer bei Bauzen und eine Maschinenbauerei.

Statt der Erze werden namentlich in der Umgegend von Bauzen und Zittau Braunkohlen gefördert. Noch im Anfang unsres Jahrhunderts lagen diese Bodenschätze unbeachtet; jetzt sind über 1000 Menschen, denen 10 Dampfmaschinen Hilfe leisten, mit ihrer Hebung beschäftigt. Im Jahre 1854 lieferten 30 Werke der Lausitz 1,382,009 Scheffel, fast die Hälfte des Gesammtausbringens von Sachsen, seitdem ist die Förderung bedeutend gestiegen. Die Braunkohle wird nicht bloß zur Heizung der Wohnungen, sondern auch zur Düngung und besonders zum Betriebe von Dampfmaschinen benutzt. Die Kohle bewährte sich auch hier als mächtiges Förderungsmittel der Industrie,

es rauchen jetzt in allen größern und manchen kleineren Städten Fabrikschlote. Um die Nachhaltigkeit ihrer Lager braucht es den Lausitzern im nächsten Jahrtausend kaum zu bangen, da die Fluthen der Urzeit hier außerordentliche Massen von Treibholz zusammengeschwemmt haben. Bei Zittau sind Strecken vorhanden, wo die Kohlen mit Einschluß der Thonzwischenlager achtzig Fuß Mächtigkeit erreichen. Auch an Torf fehlt es nicht; vielleicht giebt derselbe mit der Zeit Anlaß zu einer neuen Industrie, da Proben einiger Lager sich zur Herstellung von Paraffin und Photogen geeignet erwiesen haben.

So wie die Steinkohle durch ihre Einlagerungen von Eisenstein zur Metallarbeitung herausfordert, so ruft die Braunkohle durch die Thonlager ihrer Nachbarschaft häufig eine bestimmte Industrie hervor. An einzelnen Orten der Lausitz hat sich die Töpferei schon vor Alters zu beträchtlichem Umfang entwickelt, eine Thonwaarenfabrik ist aber erst seit Entdeckung der Braunkohlen entstanden. Die Städte Kamenz, Elstra, Pulsnitz und Königsbrück, in denen eine ansehnliche Anzahl Töpfer arbeiten, stellen die Erdwaaren-Provinz der Lausitz dar. Eine sehr haltbare und glatte, bleifreie Glasur sichert ihren Geschirren auch im Ausland Abnehmer. Die volle Entwicklung, deren sie fähig ist, wird diese Industrie wohl erst durch den Großbetrieb erreichen, wenn Wedgewoods auftreten, die auch den schlichtesten Gefäßen durch schöne Form Reiz zu verleihen und der einfachen Thonwaare neben dem Eisengeschirr und dem Porzellan Geltung zu verschaffen wissen. Im Pottery-Bezirk Englands sieht man einfache Thongefäße, die sich besser zum Zimmerschmuck eignen, als viele unsrer prunkenden Rippes aus Porzellan. Noch besteht in der Lausitz keine Porzellanfabrik, obgleich bei Mirka und Cibau mächtige Lager von Kaolin-Erde gefunden sind. Eine große Thonwaaren-Fabrik, welche feuerfeste Backsteine, Platten zu erstaunlicher Größe, Röhren und Säureflaschen und ihrer Dauerhaftigkeit wegen gerühmte Gasretorten fertigt, besteht in Mirka bei Bautzen.

In den meisten Städten der nördlichen Lausitz hat sich außer der Töpferei ein oder das andere Gewerbe zu einer Erzeugungskraft entwickelt, welcher das Inland als Abnehmer nicht genügt. Einige Orte genießen Ruf durch ihre Lebküchler; Ostrik ist für die Markgrafschaft, was der Leipziger Brühl für Europa, es ist eine Kürschner-Stadt; eine Reihe kleiner Städte ist von zahlreichen rührigen Schuhmachern bewohnt, welche für den Markt arbeiten. Nirgends scheint sich indeß dieses Handwerk zum eigentlichen Fabrikbetrieb entwickelt zu haben, auch hört man nicht, daß die Schuhmacher, nach dem Beispiele der Delitzscher, gemeinsamen Betrieb und Handel erstreben, was ihrem Gewerbe, im Wettstreit mit den Nähmaschinen und der neuen Maschine, die in einem Tage gegen 200 Paar Sohlen aufschraubt, so dienlich wäre.

Einen weit größeren Handelsbezirk, als diese Handwerke, hat die lausitzer Tuchmanufaktur, deren jährlicher Umsatz auf 6 bis 800,000 Thaler geschätzt wird. Die Tuchmacherei ist ein seit 500 Jahren in der Lausitz blühendes Handwerk dem Bauzen und Bittau einen guten Theil ihres Reichthums und ihrer ehemaligen politischen Bedeutsamkeit verdanken mögen; gewiß standen nicht ohne Grund die Tuchmacher in der Rangordnung der Zünfte obenan. Nach Görlitz soll dieses Handwerk durch Flamänder gekommen sein, vielleicht verdanken auch die übrigen der Sechsstädte solchen Einwanderern die Grundlage dieser Manufaktur. Im 17. Jahrhundert wanderten nach Bittau viele böhmische, durch Unduldsamkeit aus der Heimath getriebene Tuchwirker ein. Schon im 13. Jahrhundert blühte aber der Tuchhandel in Bittau; die oft von Raubrittern bedrohten Tuchwagen gingen nach Böhmen, Ungarn und Schwaben.

Mehrere lausitzer Städte, die sonst in der Tuchmanufaktur hervorragten, haben ihren Vorrang nicht behauptet, so Bauzen, Bittau und Bernstadt, in welchem Städtchen sonst 140 Meister lebten. Jetzt führen den Reigen Kamenz und Bischofswerda, in welchen je 250 Meister und

Gesellen beschäftigt sein mögen. In beiden Städten sind in neuerer Zeit einige Fabriken begründet worden, welche mit bedeutendem Großbetriebe spinnen und weben und sehr geschätzte Stoffe liefern. Die Firma Mosle und Blayl in Ramenz erfreut sich verdienten Rufes besonders durch ihre starken und bunten Tuche, die weit nach dem Orient gehen; das Geschäft von Hermann in Bischofswerda steht durch seine feinsten schwarzen Tuche in Ansehen. In Bauzen hat ein Ramenzer Bürger, Herr Mörbitz, eine große Fabrik begründet, in welcher — was bis jetzt sonst nirgends in der Lausitz der Fall ist — auch eine Anzahl Kraftstühle in Betrieb sind, welche doppelt so viel fertigen als ein Handstuhl. Fast noch interessanter als die Besichtigung dieser Fabrik, welche sich die neuesten Fortschritte des Gewerbes rasch aneignet, ist die Lebensgeschichte des Besitzers, die man veröffentlichen wünschte, um der Jugend ein anregendes Muster zu geben, wie ein armer Knabe durch Talent und Strebsamkeit „mit Gottes Hilfe“ emporkommt. Leider fehlt es noch an einem Plutarch des Bürgerthums, welcher die deutschen Männer schildert, die sich in der Industrie emporgeschwungen und als sinnreiche Erfinder oder als tüchtige Geschäftsführer ausgezeichnet haben.

In Bauzen findet ein Schaulustiger noch einige sehenswerthe industrielle Anstalten. Bei Herrn Fabian sieht er Fetz weben, mit denen Osmanen ihre kahlgeschorenen Schädel bedecken, im Spreethale kann er einen Kupferhammer, mehrere Papierfabriken und, falls er nicht ängstlicher Natur ist, Pulvermühlen besuchen. In der großen Fabrik des Herrn Fischer, einer der größten Sachsens, deren Pappdeckel auf der Ausstellung zu Paris Anerkennung fanden, sah ich zum ersten Mal die bedeutende Elektrizität, welche das eben trocken gewordene geharzte Papier beim Abwickeln von der letzten Walze erzeugt. Unter beständigem Knistern sprühten Funken um Funken aus der weißen Rolle. Gäbe das nicht Stoff zu einem Sinngedicht über das Funkenprühen des Druckpapiers?

Den westlichen Industrie-Bezirk der Lausitz besucht ein

Wanderer schon deshalb gern, weil in ihm die Wiege eines großen deutschen Mannes stand. Dies ist der Bandmacher-Bezirk, der etwa zwölf um Pulsnitz liegende Dörfer umfaßt. Unter diesen ist Rammenau, der Geburtsort Fichtes. Des Philosophen Vater war bei diesem, damals neuen Geschäfte thätig; und wenn nicht ein adeliger Herr dessen Sohn, der durch seine Gabe gehörte Predigten zu wiederholen, Aufsehen erregte, hätte bilden lassen, so würde wahrscheinlich unser Fichte sein Leben am Webstuhle verbracht haben. In den Dörfern dieses Bezirkes werden auf wenigstens tausend Stühlen vielerlei Artikel für Band- und Knopfhandlungen gefertigt: glatte und gemusterte Bänder aus Lein, Baumwolle und Wolle, Schnurfäden, Kordeln und Lizen und wie all die kleinen Unentbehrlichkeiten heißen, welche der Mann kaum den Namen nach kennt. Diese Waaren werden durch die in Pulsnitz und Großröhrsdorf bestehenden Handelsgeschäfte vertrieben. Der Verdienst der Bandwirker (höchstens $1\frac{1}{2}$ Thaler die Woche) gilt in der genügsamen Lausitz für einen guten. Diese Manufaktur, erst vor hundert Jahren durch einen Einheimischen, Namens Gärtner eingeführt, ist sonach eine der jüngsten der Lausitz und vielleicht ein Ableger des Posaumentirer-Bezirktes von Annaberg. —

In der nördlichen Lausitz, als deren Grenze die Eisenbahn gelten darf, bilden die eben erwähnten Gewerbe nur kleine industrielle Inseln. Anders ist es in der Umgebung Bittaus und in den Gebirgsorten überhaupt. Dieser südliche Landestheil ist durchgängig industriell, und zwar hat in demselben die Weberei die Alleinherrschaft. Weberdorf reiht sich an Weberdorf, fast Haus für Haus klappern die Geschirre, in vielen Stuben sind vier oder mehr Stühle im Gange. Der wahren Bauern sind verschwindend wenig, Männer und Burschen, Frauen und Mädchen werfen das Schiffchen. Leben und Weben sind hier wirklich gleichbedeutend.

Ein Besuch dieser Gegend ist aber keineswegs durch Einförmigkeit ermüdend. Man lernt in jeder einzelnen

Gruppe von Orten, in welche sich die Provinz gliedert, neue Arbeiten kennen. Hier wird Linnen, dort Baumwolle gewebt; hier werden im aussichtslosen Kampfe gegen den Kraftstuhl glatte Baumwollentoffe hergestellt, welche nur sehr knappe Löhne gewinnen lassen; in Johnsndorf fertigt man sechs bis acht Ellen breite Malerleinwand, an anderen Orten schmalen Drell; bald sieht man wohlfeilste Linnen für Neger auf Zuckerrohrpflanzungen, bald hübsche Jacquarddecken, bald kostbare Tafeltücher für Paläste weben; hier klappt im einförmigen Takte der urväterliche Webstuhl im engen kleinsensterigen Stübchen, dort arbeitet mit wildem Eifer ein saufender Kraftstuhl in dem durch Oberlicht erhellten Fabriksaale.

Man braucht fürwahr kein Fachmann zu sein, der sich — wie mißtrauische Weber meinen — etwas absehen oder Geschäfte machen will, um sich zum Betreten der Webstuben angeregt zu fühlen. Ueberall lernt man spielend etwas Technologie und schaut vieler Menschen Loose und Sitten. Um Zeitvertreib auf den Straßen braucht man auch nicht bange zu sein. Welche Fülle von Phantasie-Bildern umringen den Wanderer, der die Geschichte des Spinnens und Webens überdenkt! Penelope und Königin Bertha; Tyrer, Inder, Fläminge, Deutsche und Engländer; Minerva und Jacquard; die urmütterliche Spindel, Jürgens Spinnrad und die Flachs-spinnmaschine, die Fugger und die schlesischen Weber — doch solche Abschweifungen sind hier nicht gestattet, wo uns nur die Geschichte der Lausitzer Weberei angeht.

In einigen Städten der Lausitz war Leinweberei und Linnenhandel schon im 13. Jahrhundert im Schwunge. Der einheimische Flachsbaue mag den ersten Anlaß zum Marktbetriebe des Handwerks gegeben haben. Der Handel ging anfangs vorzüglich durch Böhmen nach Nürnberg und Italien, später über Hamburg nach Spanien und England; nach dem letzteren Land eröffnete sich die Ausfuhr damals, als die Hugonotten, welche bisher die Briten mit Linnenstoffen versorgt hatten, aus ihrer Heimath ver-

trieben wurden. Zu Luthers Zeit fingen auch die Bewohner von Dörfern an, für die Ausfuhr zu weben. Die Bürger waren über diese Anmaßung sehr ungehalten; die Stadtmeister von Zittau zogen öfter mit den Rathsknechten umher, um den unzüftigen Dorfwebern die Stühle zu zerbrechen. Indeß war diese Ausschließlichkeit nicht lange durchzusetzen, da die Kaufleute mehr Leinwand verlangten, als die Städter fertigen konnten, und die adeligen Gutsherren, welche das Recht hatten, Gewerbs-Concessionen zu ertheilen, ihren Unterthanen die Weberei gestatteten und so auf dem Lande Stifter einer Art von Gewerbefreiheit wurden. So mußten endlich auch die Städte ihren unterthänigen Bauern gegen ein „Stuhlgeld“ das Weben erlauben. Immer aber suchten die Bürger das Abschöpfen des Rahms für sich zu behalten. Der selbstständige Linnenhandel wurde von Dorfwebern verboten, nur im Kaufhause durften sie ihre Waaren veräußern, wobei sich die Städter bis um zehn Uhr den Vorkauf vorbehielten; auch Flachs und Garn sollte bloß in der Stadt verkauft werden. Noch im Jahre 1705 wurde eine Verordnung vom Kurfürsten ausgewirkt, welche Dorfwebern den Besuch der Messen verbot. Aber Alles konnte nicht die Ausbreitung des Geschäftes auf das platte Land verhindern. Auf manchen Dörfern entstanden Faktoreien und große Geschäfte; mit besonderem Glück schwang sich Herrnhut als Handelsplatz für Leinwand empor.

Manufaktur und Handel blühten so mächtig auf, daß der Stadtrath von Zittau einst ein Gebot erließ, welches für die volkswirthschaftlichen Ansichten der Zeit bezeichnend ist: „das Weibsvolk solle nicht mehr weben, weil es an Dienstboten fehle.“ Seinen Höhenpunkt erreichte das Linnengeschäft zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und blühte noch in dessen Mitte so freudig, daß es sich nach den Stürmen des siebenjährigen Krieges rasch erholte und dem erschütterten Wohlstand aufhalf.

Allein gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann das alte, scheinbar urkräftige und mit unvertilgbaren Wurzeln

umstochte Gewerbe schwer zu kränkeln. Die Nachfrage nach deutscher Leinwand nahm erschreckend ab, die Löhne für Weber und Spinner sanken bis zu einer Tiefe, welche selbst den Genügsamen Klagen auspreßte.

Leider war man hier, wie anderwärts, in der Erkenntniß und Behandlung der Krankheit nicht glücklich.

Der älteste Feind der deutschen Leinweberei war die Baumwolle, ein Emporkömmling, der — so sehr man ihn auch für „unsolid“ erklärte — bald den Markt eroberte. Seit 1774, wo in England die ersten reinen Baumwollengewebe aufkamen, nahm die Anwendung dieses Webstoffes außerordentlich zu. Deutschland begnügte sich lange mit dem Versuche, durch Zollschutz Widerstand zu leisten. Dies war aber ein wenig zu lobendes Palliativ. Die große Menge, die nach dem Wohlfeilen greift, wollte keine reine Leinwand mehr und die Gewerbe beeilten sich leider nicht, von den Briten zu lernen.

Der zweite Feind des deutschen Linnengeschäftes war die zunächst durch Napoleons Preisaufgabe hervorgerufene Flachsspinnmaschine, welche in England bald weiter ausgebildet wurde. Wie sollten ihr gegenüber die Handspinner bestehen? Zwar konnte die Maschine die allerfeinsten Garne nicht liefern, aber in den mittlern, am meisten gebrauchten Nummern, überbot sie die Menschenhand nicht allein in der Masse, sondern auch in der Gleichförmigkeit der Stärke und Drehung ihres Gespinnstes, und hat das einst allgemeine Vorurtheil, daß Maschinengarn weniger haltbar sei, längst besiegt.

Die seit 1819 in der Lausitz gestifteten Spinnschulen vermochten bei aller Verdienstlichkeit nicht zu verhindern, daß die Handspinnerei in immer bedrängtere Lage kam. Und wie könnte sie jetzt noch bestehen, da in England über zwei Millionen Spindeln schnurren, von denen jede im Mittel jährlich einen halben Centner Flachs verarbeitet, zumal da die Maschine auch das sorgfältigst zubereitete Berg zu hübschen Fäden verspinnt? So ist denn gegenwärtig die Lohnspinnerei in der Lausitz fast verschollen und

selbst als Nebenarbeit für den Hausbedarf so in den Hintergrund getreten, daß viele Bürger und Bauern ihre Mägde nicht mehr spinnen lassen, weil dabei nichts herauskomme.

In der Lausitz wurde im Jahr 1846 — am frühesten in Sachsen — die rechte Maßregel ergriffen, um zu verhüten, daß die deutschen Weber nicht völlig von England abhängig bleiben möchten. Die Flachsmaschinenspinnerei von Hirschfelde bei Zittau ist unter der Leitung des Herrn Müller so bedeutend herangewachsen, daß sie jetzt über 700 Arbeiter aus Sachsen, Böhmen und Preußen beschäftigt. Von der Reife getriebene Kreiselräder und mehrere Dampfmaschinen setzen über 8000 Spindeln und eine Reihe kunstreicher Mechanismen, welche die Fasern zum Spinnen vorbereiten, in Bewegung. Erzbergischer, belgischer und baltischer Flachs, italienischer Hanf und indischer Dschut (Corchorus = Faser), welche in den Magazinen in großen Vorräthen aufgespeichert liegen, werden versponnen und zum Theil sogleich zu Zwirn, Bindfaden und Seilen weiter verarbeitet.

Einzelne Besucher einer solchen Fabrik, die sich, — wie der König in Tieck's Lustspiel — gern mit Zahlen abgeben, bei denen der Verstand stillzustehn droht, fühlen sich vielleicht gereizt zu berechnen, wie vielmal die hier jährlich gesponnenen Fäden den Aequator umschlingen könnten, da ein Pfund Flachs sich zu einem Faden von mehr als einer Million Fuß Länge ausziehen läßt. Bei den meisten Beschauern dagegen überwiegt sicherlich das Erstaunen über den Triumph der menschlichen Erfindungskraft, die sich hier bewährte, so sehr, daß man kaum an das ruhige Sinnen und Denken kommt.

Eine des Spinnens kundige Hausfrau würde zuerst die Sorgfalt bewundern, mit welcher der Flachs geschwungen und gehechelt wird. Da widerlegt sich recht das alte Vorurtheil, als ob in den Fabriken nur so obenhin gearbeitet werde. Nachdem der Flachs von den hölzernen Messern der Schwingmaschine gewaltig durchgepeitscht worden ist,

so daß er sich alles Staubes entledigt hat, wird er auf einer Hechelmaschine durch Stahlbürsten, welche sich auf einem Band ohne Ende umdrehen, mit einer Geschicklichkeit durchgekämmt, welche die Fertigkeit der Haarkünstler überbietet. Immer aber wird der so gestrählte Flachs, da Auge und Hand des Menschen doch nie ganz durch Maschinen ersetzt werden können, von Handhechlern sorgfältigst durchgenommen. Auf diese kommt für das Gelingen der späteren Arbeiten so viel an, daß sie höhere Löhne erhalten. Der gehechelte Flachs wird nun einer, der Baumwollenkrepel ähnlichen Maschine übergeben, dann von feinen Hecheln in Bänder getheilt, welche wieder zusammengelegt und dann gestreckt werden. Feine Hechellämme halten die faserigen Bänder locker, während sie durch Umdrehung der Spindel zu Fäden gedreht werden. Auf der Feinspinnmaschine läuft der Faden, der hier Feinheit und Drehung erhält, durch warmes Wasser, welches ihm Glätte verleiht. Das Gespinnst wird in einer trefflich ausgedachten Trockenanstalt rasch von der Nässe befreit. Auch die Vorrichtungen zum Weifen des Garnes, zum Drehen und Glätten des Zwirns sind so zweckmäßig und Menschenkraft sparend, daß sie jeder Hausfrau einen Ausruf der Bewunderung abnöthigen würden.

Zur Bewunderung wird sich gewiß jeder denkende Mensch beim Besuch einer solchen Spinnerei angeregt fühlen, auch wenn er, mit den Leistungen der neueren Mechanik nicht ganz unbekannt, sich kaum mehr wundert, wenn durch rohe Naturkräfte bewegte Maschinen Lasten heben und fahren, Hämmer, Zangen und Scheeren handhaben, ja wenn sie die leicht zu Fäden vereinigbaren Fasern der Wolle und Baumwolle spinnen. Wer aber selbst am FlachsSpinnerade Lehrgeld gegeben, wer erprobt hat, wie die zupfenden, drehenden und streichenden Finger all ihr Feingefühl, all ihre Hurtigkeit ausbieten müssen, um nicht dünne Stellen oder „Würste und Meißeldraht“ entstehen oder gar den Faden abreißen zu lassen — der staunt es als das größte Wunder der Mechanik an, daß eiserne Rädchen und Walzen,

Tücher ohne Ende und rasch bewegte Hecheln und Spulen die zarte Menschenhand so erfolgreich ersetzen können. Wer unsern Urgroßmüttern gesagt hätte: die Flachsspinnerei wird durch ein Mühlenwerk vollkommen ersetzt werden, der würde kaum weniger Unglauben gefunden haben, als Einer der den jezigen Frauen vorlöße, man habe Automaten erfunden, welche die Balldamen entbehrlich machten. Der nüchterne Verfasser des Robinson ließ sich schon vor dem Eintritte des „materiellen Zeitalters“ hinreißen, zu erklären, daß Jürgens, der Erfinder des Spinnrades, an culturgeschichtlicher Bedeutung den Dichter der Odyssee übertrage; wo wollte der gute Campe vollends einen Poeten finden, der ihm auch nur werth erschiene, nah unter dem Erfinder der Flachsspinnmaschine zu stehn?

Allein der bloßen Bewunderung würde sich eine Besucherin einer Maschinenspinnerei trotz alledem nicht hingeben, ja vielleicht giebt es auch nicht wenige Männer, die gleich den Frauen an solcher Stätte ein schmerzliches Gefühl nicht unterdrücken können. Die Maschine arbeitet rascher, billiger, gleichmäßiger — daß muß jeder zugeben; aber man kommt von dem Gedanken nicht los: wie Schade ist es, daß den Frauen auch die hübsche Beschäftigung des Spinnens entzogen werden soll! Schon das Abkommen der Spindel war für die Frauenwelt ein Verlust. Wer je die anmuthigen Bewegungen einer Frau gesehen, welche die Kunkel hält und die Spindel auf der Diele tanzen läßt, wird wol Bedauern gefühlt haben, daß auch in Jürgens Erfindung das Nützliche der Feind des Schönen gewesen sei. Und nun soll auch das traulich schnurrende Mädchen, an dessen Rocken die zarten Finger so zierlich zausen, in die Kumpellammer verwiesen werden. Die gemüthliche Spinnstube mit ihren muntern Gefos und Gesänge soll verschlungen werden durch die schauerlichen Spinnssäle, in denen hundert den Kleidersaum und das Leben der Vorübergehenden bedrohende Maschinen schnurren und zausen, knattern und poltern, daß man kaum sein eignes Wort versteht? Ließe man sich nicht lieber durch Strumpfwirker-

stuhl und Nähmaschine das Stricken und Nähen und durch Volkstüchen das Schalten am häuslichen Herd entziehen? Sollen denn alle die hübschen Spinneliedchen abkommen, soll das: „Sie hat gesponnen sieben Jahr den goldnen Flachs am Rocken“ ebenso zur Sage werden, wie die gute Zeit, als Königin Bertha spann?

Leider — so muß man sich gestehn — wird das Handspinnen, wie es in der Lausitz ergangen ist, überall mehr und mehr zurücktreten und, vielleicht bald, ganz verschwinden. Denn wer möchte der Mechanik, die so viel geleistet, absprechen, daß sie auch die allerfeinsten, zu Spitzen nöthigen Fädchen durch Maschinen herstellen lerne?

Trösten kann nur das Bewußtsein der herben Nothwendigkeit. Legen wir keine Spinnmaschinen an, so entzieht uns England, von dem wir noch immer viel Linnen-garn kaufen müssen, auch den Spinnlohn für den in Deutschland erzogenen Flachs. Wir müssen also, statt die Verdrängung einer zierlichen Frauenarbeit aus der Familienstube zu beklagen, vielmehr danach streben, diese kostspieligsten aller Spinnmaschinen (eine Spindel kommt mit der nöthigen Bewegungskraft auf 40 Thaler) in größerer Anzahl herzustellen, um unsern Armen Beschäftigung zu geben.

Der Verdienst der Maschinenspinner ist im Verhältniß zu dem der Weber oder gar der Handspinner nicht gering. Eine Kremlerin und Spinnerin verdient in der Woche bis $1\frac{1}{3}$, ein tüchtiger Hechler bis 2 Thaler. Erfreulich ist es zu gewahren, wie der Fabrikherr von Hirschfelde Sorge trägt, die aus dem dichten Zusammenwohnen vieler auswärtiger Arbeiter in Dorfhäusern hervorgehenden Mißstände durch Anlegung von Musterwohnungen zu beseitigen und wie er überhaupt redlich bemüht ist, die Wohlfahrt der von ihm Abhängigen zu fördern. —

Nach dem Besuch von Hirschfelde, wo sich — fast im südöstlichsten Grenzwinkel der Lausitz — die sonst über die ganze Markgraffschaft verbreitete Flachsweberei in einem

Brennpunkte gesammelt hat, wenden wir uns zu einer raschen Uebersicht der Weberei.

Die alte Flachsgarn-Weberei, welche in Schlesien in der letzten Zeit sehr abgenommen hat, deren Ausgehen man dort fast mehr hofft als fürchtet, hat auch in der Lausitz sehr an Verbreitung verloren. Sonst war hier Weber und Leinweber gleichbedeutend; jetzt ist die Zahl der Stühle, auf denen reines Linnen gefertigt wird weit, weit kleiner, als der mit gemischten Stoffen oder mit reinen Baumwollengewebe beschäftigten Stühle.

Leinene und halbleinene Stoffe werden jetzt in der Lausitz auf etwa 10,000 Stühlen gefertigt. Als Mittelpunkte dieses Bezirkes der Weberprovinz gelten Cibau und Ebersbach; größere Handlungen bestehen besonders in Ebersbach, Herrnhut, Schönau und Bittau. Zur Ausfuhr in die Ferne kommen vorzugsweise Lederleinwand (Creas) und die leichten Zeuge, die man als tropische Kleidungsstoffe bezeichnen könnte (Listados u. s. w.). Die Massenerzeugung dieses Zweiges der Weberei setzt in Erstaunen. Dem großen Geschäfte des Herrn Neumann in Cibau werden von den Faktoren, welche auf den Dörfern der Umgegend die Arbeiten der Hausindustriellen einsammeln, täglich gegen 600 Stück zu 72 Ellen eingeliefert, welche ein ganzes Zimmer mit einem über mannhohen Haufen füllen. Diese Stoffe sind jetzt leider die einzigen, in welchen Sachsen der englischen Mitbewerbung gegenüber einen überseeischen Linnenhandel behauptet. Die Listados gehen größtentheils nach Venezuela und nach den Antillen, besonders nach St. Thomas, wo sie zollfrei eingehen, um von da aus auf die übrigen Inseln verbreitet zu werden. So wohlfeil diese leichten, blau- oder rothstreifigen Gewebe auch sind (von den geringsten kommt die Elle nur auf einen Groschen), so haben sie doch durch Stärken und Mangeln, sowie durch zierliche Zusammenlegung ein so hübsches Ansehen gewonnen, daß der Beschauer beim Durchmustern der mit Waaren gefüllten Kisten unwillkürlich an das Beifallgrinsen der Wollköpfe denkt, welche diese Varas garantizadas empfangen

werden. Wie wird Hektor Cäsars neue Jacke aus sächsischem Stoff anstaunen, wie sauersüß wird Hebe das neue schönstreifige Gewand der Juno anblicken, das ihr der Massa geschenkt! Die Mode soll bei den schwarzen Schönen weit seltener wechseln, als bei den weißen; aber eigensinnig sind jene Evasstöchter auch, einzelne Fäden des Stoffes müssen durchaus in der bestimmten Art hervortreten, und die farbigen Linien müssen genau in der üblichen Entfernung verlaufen, wenn die Waare Beifall finden soll. Daß die Negerinnen, wie alle Frauen, zum Guten den Glanz und den Schimmer lieben, wenn er auch nur von einer durch den ersten Tropenregen abzuwaschenden Appretur besteht, versteht sich von selber. Deshalb muß der Großhändler förmlich die Launen des Negergeschmackes studiren, um sich Abnehmer zu erhalten. Aber noch größere Sorgen bereitet ihm die geforderte Wohlfeilheit. Er bezieht das Baumwollengarn aus Chemnitz, wo man wieder vom Markt in Liverpool abhängt; das Werggarn (tow-yarn) muß er größtentheils den englischen Spinnereien abkaufen, und soll doch ebenso billige Waare liefern, wie die durch den Handel bevorzugten Engländer. Das ist natürlich blos da möglich, wo man webfertige und genügsame Arbeiter findet, welche sich bei der schlichsten Lebensweise saurer werden lassen, als ihre Kunden, die Arbeiter auf den Zucker- und Kaffeepflanzungen Westindiens.

Die Baumwollenweberei ist über die ganze Weberprovinz der Lausitz verbreitet. Lange hat man sich dawider gestraubt, einer fremden Pflanzenfaser, der doch einmal die Weltherrschaft bestimmt ist, neben dem deutschen Lein die gebührende Stelle einzuräumen, und manche Familie hat für diesen Eigensinn büßen müssen. Im Jahre 1780 kam die Baumwollenweberei in der Lausitz auf, seit 1809 wurde sie häufiger betrieben, seit etwa dreißig Jahren ist der Sieg der baumwollenen und gemischten Gewebe entschieden, und es haben sich seitdem gewisse Bezirke abgegliedert, deren Bewohner sich besonderer Webverfahren vorzugsweise befleißigen.

Die einfachste Baumwollenweberei, welche dem Kraftstuhl gegenüber kaum bestehen kann, findet sich blos noch in einzelnen Orten um Ostriß. Der Mittelpunkt für die Herstellung baumwollener Röper ist Ebersbach; Männerkleider-Stoffe werden massenweis in Gersdorf und Leutersdorf gefertigt; in und um Zittau, besonders in der Nähe der Lausche, beschäftigen sich etwa 2000 Weber mit Linnen-drell (Contil) für Männerkleidung. Orleans wird in Zittau auf 700 Maschinenstühlen und in der Gegend von Reichenau auf 2000 Handstühlen hergestellt, in Bernstadt wirken gegen 100 Kraftstühle Shirtings; gegen 1000 Weber sind mit der Verfertigung von Tischdecken auf Jacquardstühlen und etwa 8000 mit bunten baumwollenen Zeugen beschäftigt.

Der jährliche Umsatz der Lausitzer Weberei wird so geschätzt, daß von Orleans für 5—600,000 Thlr., eben so viel für Drells, von Baumwollenen Waaren für 1—1 $\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. und von leinenen und halbleinenen Stoffen 1 $\frac{1}{2}$ —2 Mill. Thlr. an Werth in den Handel kommen.

Der berühmteste Zweig der Lausitzer Weberei, der auf allen Ausstellungen Preise davon getragen und seinen Erzeugnissen Eingang in die Prachtsäle der Reichsten und Höchstgestellten von halb Europa verschafft hat, ist die Damastweberei von Schönau, einem stadtähnlichen, über 4000 Einwohner zählenden Dorfe bei Zittau.

Während die meisten Gewerbe der Lausitz für den Alltagsgebrauch der armen und mittleren Klassen berechnet sind, tragen die Schönauer „gezogenen Waaren“ einen vornehmen Charakter, sie sind nur den Reicheren zugänglich und werden selbst von den Begütertesten fast nur bei Familiensfesten den Schreinen entnommen, die das Grüne Gewölbe der Haushaltung darstellen. Denn, welche Hausfrau, und wäre sie die Gemahlin eines Königs, suchte nicht die prächtigen atlasglänzenden Decken, auf denen Familienwappen und Copien berühmter Bilder in reichen Arabeskenrahmen fast mit der Vollkommenheit eines Kupferstiches eingewebt sind, dem Alltagsgebrauche zu entziehen und für die Bekleidung der Tafel an Festen aufzusparen? Sind

doch die Schönauer Damastdecken von solcher Vollkommenheit, daß man sie kaum noch zu den Erzeugnissen des Handwerkes zählen darf; sie stellen vielmehr, wenn man die Gobelins mit gewebten Gemälden vergleichen muß, gewirkte Kupferstiche dar.

Der Künstler, der beim Damastweben das Emporsteigen des Handwerkes zur Kunst vermittelt, ist der Musterzeichner, welcher die den Stickmustern ähnlichen Vorlagen für den Weber entwirft. Ein solcher Zeichner muß nicht bloß als Maler verstehen, gute Bilder auszuwählen, dieselben richtig zu vergrößern oder zu verkleinern und mit gefälligen Zierathen zu umranken; er muß vor allen Dingen die Weberei gründlich kennen, um zu ermitteln, wie die geschwungenen Umriffe der Figuren durch gerade Fäden so darzustellen sind, daß man aus gewisser Entfernung die kleinen treppenförmigen Abfälle nicht gewahrt, welche beim Weben runder Linien immer entstehen. In dieser Kunst, den Mustern Schwung und Rundung zu verleihen, werden die Schönauer Zeichner kaum zu übertreffen sein.

Der Anblick des Damastwebers erweckt im Beschauer fast noch mehr die Achtung vor der zähesten Ausdauer, als vor der Geschicklichkeit der Arbeiter. Welche Geduldprobe ist das Einlesen der Kette, die auf eine Elle Breite 1000 bis 3000 Fäden zählt, nach Angabe des Musters! Der Damaststuhl, der sich vom gewöhnlichen Stuhle zunächst durch Breite, durch viele Tritte und Kämme, besonders aber durch einen zum Ziehen der Lätze bestimmten Apparat auszeichnet, nach welchem er der „Zugstuhl“ genannt wird, kommt zwar an Verwickeltheit dem Jacquardstuhle nicht gleich, dessen Arbeit wie Taschenspielererei erscheint; indeß hat der Laie immerhin scharfe und anhaltende Beobachtung nöthig, um das Zusammenwirken der Theile dieses Mechanismus klar zu verstehen, und die Schönauer, die sonst jedem Fremden das Zusehen verwehrt, hätten ihr „constitutionelles Mißtrauen“, welches durch die Innungsgesetze vorgeschrieben ist, den meisten Neugierigen gegenüber keineswegs nöthig. Der Meister bewegt die Tritte und das

Schiffchen, ein oder mehrere Gehilfen ziehen die Rämme und Läge — das erkennt man leicht; wie es aber dadurch möglich wird, die vorgeschriebenen Figuren des Musters zu erzeugen, sodaß dieselben auf der einen Seite des Gewebes matt auf glänzendem Grunde, auf der andern seidenschimmernd auf mattem Boden erscheinen — das vollständig zu begreifen, ist nicht Jedermanns Sache. Nur so viel wird Jedem klar, daß zu dieser Arbeit große Sorgfalt und eine Geduld nöthig ist, der es genügt, ihr Werk im Schnecken gange vorrücken zu sehen, eine Geduld, wie man sie am Gobelinweber, am Diamantschleifer und am Kupferstecher bewundert.

Man hat in Schönau Damastdecken von 7 Ellen Breite gewebt; dies sind aber kostbare, meist nur für Paläste bestimmte Seltenheiten; am häufigsten werden Tafeltücher von $1\frac{1}{2}$ —4 Ellen Breite gefertigt. Das Gespinnst zu den echten Leindamasten ist reines Flachsgarn, das, namentlich wenn es zur Kette dienen soll, sehr gleichmäßig und zart fein und deshalb mit der Hand gesponnen sein muß. Dies feinste Garn soll meist aus Böhmen und aus der preußischen Lausitz bezogen werden. Es werden aber in Schönau neuerdings auch halbseidene und — nachdem man sich lange besträubt, der Baumwolle Einlaß zu gewähren —, auch halbbaumwollene Tischdecken gewebt.

Der Preis der gezogenen Waare hängt von der Reinheit des Stoffes, von der Breite des Stückes und von der Beschaffenheit des Musters ab. Kleiner Leindamast ist am theuersten und ein breites Muster natürlich kostspieliger als ein schmales. Wohlfeil kann ein Muster nur dann geliefert werden, wenn es vielseitig begehrt wird und viele Auflagen erlebt. Die Herstellung einer nur einmal auszuführenden, bestellten Zeichnung, z. B. eines Familienwappens, erfordert monatelange Vorarbeiten und kommt deshalb verhältnißmäßig theurer zu stehen, als ein Kupferstich *avant la lettre*.

Der Verdienst der Damastweber, der mit der Breite und Künstlichkeit des Musters steigt, ist keineswegs ein so

hoher, wie man nach der Schönheit der Arbeiten vermuthen sollte. Der Wochenverdienst des Webers beim Wirken von Decken zu einer Elle Breite wurde auf 1 Thlr., bei 3 bis 4 Ellen Breite auf 1 $\frac{1}{2}$ bis 2 Thlr. angegeben. Der jährliche Umsatz der Damastwaaren wird auf 250,000 bis 300,000 Thlr. geschätzt.

In der Geschichte der Damastwirkerei scheinen die folgenden, zumeist der Chronik von Schönau entlehnten, Thatfachen die wichtigsten zu sein.

Der Damast, nach der Stadt Damaskus benannt, die sogleich an den Teppichweber Saulus erinnert, ist, wie der Cashemirshawl, eine Erfindung des Morgenlandes. In Europa wurde das schöne Gewebe zuerst von Italienern, dann von Holländern nachgeahmt. In Schönau, einem damals von Ackerbauern und Zwillichwebern bewohnten Dörfchen, führte im Jahr 1666 Friedrich Lange die angeblich in der Gegend von Stolpen abgelehene Kunst ein, Leindamast herzustellen. Bald lernten mehrere Weber des Ortes die Herstellung der „gezogenen Waare“ und bildeten — im Gegensatz zu den überall unzüftigen Dorfwebern — eine Zunft, die sich aber von andern Innungen dadurch unterschied, daß sie, den Grundsatz der Arbeitstheilung durchführend, Musterzeichner, Stuhlbauer, Meister, Gesellen, Zieher und Burschen umfaßte, von denen jeder nur einen Theil der Arbeit lernte und betrieb. Die Damastweberzunft verfolgte eine möglichst ausschließliche Gewerbspolitik. Sie ging den Rath von Zittau, den Erbherrn des Ortes, an, er möge ein Concessionsgeld von 30 Thalern fordern, „damit die Wissenschaft nicht propaliret werde“; die Behörde, die sonst eben der Gewerbefreiheit nicht hold war, trug doch Bedenken gegen eine so hohe Schranke und setzte die Abgabe auf 10 Thaler fest, wozu aber noch, wie vom gewöhnlichen Webstuhle, ein jährliches „Stuhlgeld“ von einem Thaler kam. Dadurch wurden natürlich die Aermern verhindert, Meister zu werden. Die Innung wurde nicht müde, Verordnungen zu erlassen, welche das einträgliche Gewerbe auf Schönau beschränken und zugleich die Verringerung

des Verdienstes durch Ueberhäufung des Marktes verhindern sollten.

Die wesentlichsten Bestimmungen der „Neuen Damastweber-Ordnung“ von 1743, welche manche Gesetze der früheren einschließt, sind folgende: Neue Meister sollen höchstens drei Stühle aufstellen dürfen; kein Fremder ist zum Damastweben zuzulassen; kein auswärtiges Kind soll am Webstuhle helfen; kein fremder Handwerksbursch darf sich in einer Weberstube aufhalten; Niemand soll die Kunst ausplaudern; wer die Heimath verläßt, muß geloben, in der Fremde nie einen Zugstuhl aufzustellen; von Michaelis bis Martini soll Feierzeit sein, um die Anhäufung von fertigen Waaren zu verhüten; kein Zieher oder Bursche darf unter zwei Jahren, kein Gesell unter einem Jahre dem Meister aus der Arbeit gehen; Bauernsöhne dürfen nur mit Genehmigung des Stadtrathes Damastwirker werden; Hausiren mit Damast im Auslande und das Verborgnen von Waaren an Umträger ist verboten.

Mit der Geheimhaltung wurde es streng genommen. Als einmal der französische und spanische Gesandte von Dresden nach Schönau kommen wollten, wurde beschlossen, das Ortsgericht solle in den Weberstuben zugegen sein, auf daß nichts verrathen werde. Wenn ein Fremder in die Stube trat, hörte man auf zu arbeiten. Noch im Jahr 1808 wurde einem Dresdner Kaufmann der fernere Aufenthalt in Schönau untersagt, weil man das Absehen fürchtete. Sonach war Schönau, wie Herodot von Aegypten sagt, „den Fremden bitter“.

Das Geheimhalten und Absperren gelang hier natürlich weniger, als bei der Porcellan-Manufactur, welche selbst über feste Schloßmauern fortflog. Da Auswanderungsgesuche nicht gewährt wurden, machten sich im Jahre 1744 mehrere Schönauer heimlich davon und verpflanzten ihre Kunst nach Schlesien; viele wanderten im siebenjährigen Kriege nach Böhmen aus und noch mehr nach den Staaten Friedrichs des Zweiten, der solche erwünschte Einwanderer nöthigenfalls durch militärisches Geleite schützte.

In höchster Blüthe stand der Handel mit Damastwaaren im ersten Menschenalter des vorigen Jahrhunderts, wo die Kunst noch nicht „propaliret“ worden war. Gegen Mitte desselben Jahrhunderts war er schon gesunken, obgleich die Gesetze verschärft und den Webern manche Vergünstigungen zu Theil geworden waren. Wurden doch im Jahre 1745 die Damastweber sogar vom Militärdienste freigesprochen!

Es herrschte in den dürren Jahren große Unzufriedenheit im Orte. Man bat den Rath um Minderung des Concessionsgeldes, das schon auf 6 Thaler herabgesetzt war und forderte Erlaß der Rückstände an Abgaben. Eine Beschwerdeschrift vom Jahr 1745 sagt unter anderm: „Unter 1900 zur Damast-Manufaktur gehörigen Personen sind etwa 70 Meister, nämlich 40 Faktoren und 30 auf ihre Hand arbeitende Meister. Die Faktoren unterdrückten Alle, maßen sich in allem, den Ton anzugeben, an und machen die übrigen Meister zu Gesellen.“ Es kam zu ärgerlichen Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und zwischen Zunft und dem Stadtrath von Zittau, welche eine landesherrliche Commission nur dadurch zu schlichten vermochte, daß sie im Jahr 1803 eine neue Ordnung mit Gewalt durchführte.

Zu neuer Blüthe kam der Handel von 1801 bis 1805, drei Jahre später begann aber eine Nothzeit, die bis 1813 währte. Im Jahr 1809 standen 340, 1811 gar 620 Stühle müßig, sodaß nur 120 im Gange blieben. Viele Weber mußten durch Spinnen oder durch Arbeiten bei Straßenbauten das Leben fristen. Nach 1813 hob sich das Geschäft wieder, ohne sich indeß auf längere Zeit des Gedeihens zu erfreuen. Als Ursache des Sinkens der Ausfuhr, welches mehr als die Hälfte der Damastweber zur Baumwollen-Weberei überzugehen zwang, giebt man an, daß fremde Staaten, besonders Rußland, hohe Einfuhrzölle zu erheben anfangen, daß auswärts große Mitwerbung entstand — jetzt wird diese Weberei in mehreren Gegenden Deutschlands, namentlich in Schlesien und in Bielefeld, geübt

— und daß der Jacquardstuhl aufkam. Die herrliche Erfindung des großen Lyoner Webers, welche, wo es gilt, ein Muster vielfach zu wiederholen, unzweifelhafte Vortheile bietet, fand in Schönau nicht leicht Eingang; wer vertauscht auch gern ein erprobtes Werkzeug, durch welches Vater und Großvater Tüchtiges geleistet haben, mit einem neuen? Aber der Zwang, billige Waaren zu liefern, ließ den Jacquard doch endlich unentbehrlich erscheinen, und es ist wol vorauszusetzen, daß diese Webmaschine den Zugstuhl bis auf die Fälle, wo ein Muster nur einmal oder in kleiner Anzahl gefertigt werden soll, immer mehr verdrängen wird. Dies wird wenigstens die gute Folge haben, daß dadurch auch weniger bemittelte Frauen in den Stand kommen, ihren Tischen den Festschmuck einer Damastdecke zu verleihen.

Eine wesentliche Ursache des verminderten Absatzes war wol auch das mehr ehrenhafte, als kluge Festhalten an der „soliden“ reinen Leinenwaare, die durch das Waschen nicht an Schönheit einbüßt. Die große Masse ist nun einmal für die wohlfeilen gemischten Gewebe, und welches Gewerbe könnte sich einer Modelaune widersetzen, wenn dieselbe zumal die Wohlfeilheit für sich hat? Man kann es deshalb nur billigen, daß neuerdings auch hier Baumwollenlein gewebt wird.

Im Jahr 1833 beschäftigten 37 Fabrikanten Großschönau's 505, im Jahr 1834 aber 43 Fabrikanten 562 Stühle in Schönau, Hainewalde, Olbersdorf, Waltersdorf, Johnsdorf u. s. w. Im Jahr 1845, wo sich das Geschäft durch die Stiftung des Zollvereines gehoben hatte, giebt man an, daß über 1000 Stühle gegen 2500 Arbeiter beschäftigten und daß die Damastweberei über 5000 Menschen nährte. Jetzt soll die Zahl der Damastwirker weit kleiner sein, weil viele Arbeiter zur Hofenzeugweberei übergegangen sind; wie viel Zugstühle gegenwärtig in Betrieb sind, war leider nicht sicher zu erkunden.

Eine Uebersicht der seit Anbeginn dieser Weberei ausgeführten Muster müßte ein hübsches Bild der technischen

Fortschritte und des geänderten Geschmacks geben. Das große Geschäft von Wäntig soll eine Sammlung vieler seit 1770 ausgeführten Gewebe besitzen; da mir nicht vergönnt war, dieselben zu sehen, beschränke ich mich auf einige bezügliche Angaben der Chronik: Das erste in Schönau gewebte Muster war eine Rosette aus acht Blättern; um 1760 kam eine Serviette mit einem Bauerntanze so in die Mode, daß dies Muster für das gangbarste von allen gehalten wird; das „Schifflein Christi“, das ein Schulmeister angegeben, fand in England, gewiß nicht mit Unrecht, nicht den erwarteten Beifall, weil es die Pietät verletze, Christi Bild auf einer Tischdecke zu führen. Zu den gerühmtesten Leistungen gehört eine Raphael'sche Madonna, Luthers Denkmal und eine Ansicht von Dresden. Die größten Arbeiten wurden für Höfe ausgeführt; im Jahre 1832 kam eine Tischdecke mit dem österreichischen Wappen, welche $7\frac{1}{2}$ Elle breit und 40 Ellen lang war, in die Hofburg. Auch eine Art Illustration der Weltgeschichte hat diese Weberei geliefert; ein Muster stellt Washingtons Geburtsort, ein anderes Nelsons Sieg bei Abukir dar, ein drittes gar — gewiß für ein Tafeltuch eine schlecht geeignete Scene — Napoleons Tod.

Beim Durchwandern der Industrieprovinz, deren einzelne Bezirke hier in leichten Zügen geschildert worden sind, drängt sich gewiß Jedem, der neben den Gewerben auch die Charaktere und Sitten der Menschen beachtet, die Bemerkung auf, daß die lausitzer Weber in ihrem Volksthum einen deutlichen Gegensatz gegen die Bewohner der Ackerbaugegenden darstellen. Für einen Ethnographen, der Muße und Gelegenheit hat, beide Theile der Bevölkerung näher zu studiren, müßte die genauere Ermittlung und psychologische Begründung dieser Gegensätze einen sehr dankbaren Vorwurf bieten. Wir müssen uns auf wenige kurze Andeutungen beschränken.

Die lausitzer Weberorte zeichnen sich alle durch ihre Größe aus. Nicht wenige zerfallen in ein Ober- und Unterdorf, deren jedes in andern Gegenden eine sehr an-

sehnliche Gemeinde darstellen würde. Manche stoßen unmittelbar an ein gleichgroßes Nachbardorf. Eine ganze Reihe dieser Weberorte hat 2—3000, Ebersbach, Seifhennersdorf, Sibau und Cunnersdorf sogar über 5000 Einwohner; Oderwitz, welches über 6000 Seelen zählt, gilt für das größte Dorf in Sachsen. Diese Gedrängtheit der Bevölkerung in bergigen Gegenden kann natürlich bloß die Folge der Industrie sein.

Fast alle Weberorte liegen langgestreckt in Thälern; ein rechtes Muster derselben erblickt der Besucher des Gorneboh in dem Dorfe Cunewalde, welches sich am Nordfuße des Berges in einem Längenthale lagert und über 4000 Einwohner umschließt. Die meist in gutem baulichen Stande befindlichen Häuser stehn, wohl wegen der Feuergefährlichkeit, nie Wand an Wand, und sind von Grasplätzen und Gärtchen umgeben. Viele Obstbäume durchwirken das Grau der Strohdächer mit freundlichem Grün. Selten erblickt man eine Scheune. Die vorragende Stellung, welche in den wendischen Dörfern dem Gutshofe zukommt, nehmen hier die ansehnlichen Häuser der Factoren und Händler ein.

Das Weberhaus, welches meist nur ein Erdgeschoß besitzt, besteht vorzugsweise aus Holz; die „Stuhlstube“, die zugleich Wohnzimmer, ist sehr häufig — ursprünglich wol immer — von Schrotwänden aus liegenden Balken umschlossen. Ueber den zahlreichen kleinen Fenstern spannt sich gewöhnlich ein decorativer Holzbogen, welcher die kleinen Lichtöffnungen hübsch überbrückt. Außen an der Wand sind häufig Rollvorhänge aus Stroh angebracht, welche Nachts aufgezogen werden. Das meist aus Stroh bestehende Dach ist längs der Giebelwände und Traufen oft mit Schindeln herändert und trägt auf der Esse ein „Hüttele“ d. i. eine auf vier Säulchen stehende kegelförmige Schindeldappe von der Form eines Lichtlöschers. Dieser kleine Aufsatz, der an die Thürmchen von Einsiedeleien erinnert, giebt den Weberhütten ein so malerisches Aussehen, daß gewiß mancher Wanderer, der vom Dybinsfelsen aus auf

solche Dächer niedergeblickt, bedauert hat, daß die Feuerpolizei den „Hütlen“ den Krieg erklären muß.

In vielen dieser Dörfer, namentlich den im Gebirge gelegenen, könnte ein Maler, der ländliche Architektur zu behandeln liebt, manches hübsche Motiv finden. Als das wohlhäbigste und freundlichste von allen erscheint Schönau, nicht bloß durch die stadttähnlichen Gassen, in denen sich die Häuser der reichen Factoren und Fabrikanten an einander drängen, sondern auch durch das Aussehen der eigentlichen Weberhütten, welche hier fast alle durch wohlgepflegte Blumenbeete geziert sind. Blumenpflege ist überhaupt eine Liebhaberei der Weber, deren Fenster fast nie ohne einige Zimmerpflanzen sind; viele Hütten auch anderer Orte haben vor den Fenstern ein wenn auch nur tiischgroßes Biergärtchen; am schmucksten gehalten scheinen aber doch die Hausgärtchen der Schönauer.

Auch die Außenseite der Weberhäuser zeigt, daß ihre Inassen neben dem Wohllichen mehr auf das Schöne bedacht sind, als die Ackerbauer. Hier und da sieht man die Fensterbogen durch geschnitzte Säulchen gestützt, die Wände und Fensterrahmen sind oft mit grellen Farben angestrichen. Die Wachtel — dies scheint der Liebling der Weber, welche im Ganzen wenig Stubenvögel halten — wohnt in einem mit Schnitzwerk und buntem Anstrich prangenden Häuschen am Fenster.

Die niedrigen „Stuhlstuben,“ in denen gewöhnlich mehrere Familien zusammenwohnen, sind von drei bis vier, zuweilen von sieben Webstühlen besetzt, für deren Tritte oft die Diele durchbrochen und unterhöhlt ist. In solchen, überdies von großen Defen und Spulrädern verengten Zimmern haben die Kinder natürlich wenig Spielraum.

Die Stuben solcher Weber, die auf dem Jacquard- oder Zugstuhl arbeiten, sowie überhaupt aller, die eine irgend lohnende Arbeit verrichten, sind weiß getüncht, sauber und freundlich; die Stuben mancher Drillweber in den höchst gelegenen Orten fand ich dagegen recht dürftig und unwohnlich, die Fensterchen beschädigt und trübe, die Holz-

wände und die Balkendecke tiefgebräunt, den Tisch von halbnackten Kindern umringt. Ein Wandbildchen und ein Blumentopf fehlen aber auch hier kaum jemals.

Aus der unaufhörlichen Arbeit am Webstuhle, die zu vorgebeugter Haltung zwingt, aus dem Aufenthalt in wenig gelüfteten, dicht bewohnten, dunstigen Stuben, sowie aus der wenig nahrhaften Kost erklärt es leicht, daß die Weber meist hagere Gestalten mit bleichen, scharfen Gesichtern sind. Unter den Kindern, welche früh beim Geschäft helfen müssen, trifft man weit mehr schmale, zarte Gesichter, als eigentliche, mit vollen, frischrothen Wangen ausgestattete „Landpomeranzen.“

Turnplätze, welche in Weberdörfern nöthiger wären, als in manchen Städten, sind nur wenige vorhanden. Als bestes Gesundheitsmittel wäre Jünglingen und Männern solcher Orte das Ballspiel zu empfehlen, welches keine theuern Geräthschaften erfordert alle Muskeln kräftigt und besonders die Lunge entwickelt. Wer wird sich das Verdienst erwerben, das Schlagballspiel, das einst nicht bloß in den Ballhäusern von dem Reichen, sondern in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Thüringen, auf dem Gemeindeanger von Alt und Jung geübt wurde, zu der Geltung zu bringen, in welcher in England mit Recht das Cricket steht? Ein solches Spiel wäre den Webern jedenfalls nützlicher, als das Vogelschießen. Der Wettschuß scheint hier sehr beliebt zu sein, fast in jedem Dorf ist an einem oder mehreren Häusern eine Scheibe als Siegeszeichen angenagelt. Vielleicht ist die Häufigkeit des „Ritterstechens“ (das Schießen nach einer Scheibe, die ein Ritterbild trägt) eine Erinnerung an die Faustrechtzeiten, wo sich die sechs Städte mit den Raubrittern maßen. Doch hat das Wettschießen hier nicht den Ernst und die allgemeine Bedeutsamkeit, wie in der Schweiz; für die Mehrzahl der Gäste sind die anderweiten Lustbarkeiten der Hauptreiz.

Alte volksthümliche Trachten und Gebräuche haben sich hier so wenig erhalten können, wie in andern Industrie-

gegenen. Das Volksthum der lausitzer Weber bietet so wenig Anklänge an das wendische, daß man zu dem Glauben kommt, es haben in diesen Gebirgsorten gar nie Slawen gewohnt. Vielleicht entdeckt ein gründlich eingehender Forscher wenigstens in den Orten, deren Namen aus dem Wendischen herzustammen scheinen, einzelne Reste des Slawismus.

Die Mundart der lausitzer Weber ist, je weiter ihre Wohnorte nach Süden liegen, desto härter und der deutsch-böhmischen ähnlicher. Das a wird dunkel gesprochen, das o klingt wie u, ö wandelt sich oft in i, ei und eu zu oi um, statt „nicht“ hört man das süddeutsche nit. Als die sonderbarste Mundart gilt im Lande die von Cunewalde, und wirklich muß hier ein Fremder, der manche rauhe Gebirgsmundart gehört, gut Acht haben, um Alles zu verstehen.

So mittheilam und rückhaltlos, wie die meisten Erzgebirger, plaudern die lausitzer Weber selten mit dem Fremden; viele machen mehr den Eindruck kluger Handelsleute, als waldmäsig naiver Naturkinder. Die ältern tragen oft einen sorglichen Zug, dem man anmerkt, daß sie die Noth der schweren Zeit erlebt haben.

Die Kost der Weber kann kurzweg als die erzgebirgische bezeichnet werden, ihre Hauptbestandtheile sind drei Mahlzeiten aus Kaffee und Kartoffeln; als Zwischenkost kommt — weit öfter als im Erzgebirge — ein Butterbrot vor. Selbst die Wenden, die sich doch durch ländlich einfache Kost auszeichnen, spotten über die Armethei der Weberkost. Von den Bewohnern dieser Gebirgsorte hört man indeß, so wenig wie auf dem Erzgebirge, Zweifel über die Zuträglichkeit oder Klagen über die Einförmigkeit ihrer Gerichte. Auch vernimmt man nichts von Auswanderungen oder auch nur von Sehnsucht in die Ferne.

Das Einkommen der meisten Weber ist so gering, daß man die Nothwendigkeit der äußersten Einschränkung einseht. Der Wochenverdienst Vieler beträgt nicht mehr als 1—1 $\frac{1}{3}$ Thaler; deshalb muß auch die Familie wacker bei

dem Handwerke helfen und viele Hausväter halten „Wirkmägde“ als Gehilfinnen beim Weben. Die fleißigsten Wirkmägde (fremde Mädchen, welche im Hause wohnen, die Kost — außer dem Butterbrote — haben und in der Woche neben der Arbeit am Webstuhle nur kleine wirthschaftlichen Geschäfte besorgen, am Sonntag aber ganz frei sind) erhalten 25 Groschen Wochenlohn.

Die Sparsamkeit der Hausväter wird gerühmt. Viele tragen ihren Traurock bis in den Sarg, die meisten betreten das Wirthshaus nur selten, Trinker kommen wenig vor. Dagegen soll die Jugend nicht eben sparlustig sein; die Wirkmägde gelten für puzsüchtig und die Burschen sollen oft an einem Tanzabend ein Wochenlohn verjubeln. Als musterhaftes Gegenstück wurden in Bauzen die Wenden nicht nur als Dienstboten, sondern auch als Fabrikarbeiter genannt.

In der Neigung zu Raufereien bei Gelagen sollen die Deutschen den Wenden nichts hinausgeben; an einzelnen Orten haben, dem Gerüchte nach, Prügelfassen bestanden aus denen die Gerichtskosten für derartige Lustbarkeiten bestritten wurden.

Die Stimmung der Hausindustriellen gegen die Factoren scheint nicht überall eine so „patriarchalische“ zu sein, wie man sie den wendischen Hofarbeitern ihren Gutsherrn gegenüber zuschreibt. Auch ist das Gemeindeleben in den Weberorten nicht immer so glatt und stillfriedlich verlaufen, wie in den wendischen Bauerndörfern. Die Chronik von Schönau ist reich an Mittheilungen über Streitigkeiten gegen den Stadtrath von Bittau als Erbherrn und Kirchenpatron und gegen die ihm eingefetzten Pfarrherren. Ein geistreicher Geolog, der erzählt, „daß die Bevölkerung der nördlichen Lausitz sich bei den politischen Bewegungen weit mehr der radicalen Richtung zugeneigt, als die des südlichen, vorherrschend auf Landwirthschaft angewiesenen Theiles“, hat auf die Kohlenlager hingedeutet, welche „durch Anhäufung starker, dem Wechsel des Lebens preisgegebener Bevölkerung, sowie zu lebhaftem socialen Verkehr beitragen

und vielfach die Centralpunkte politischer Erregung geworden sind.“ In Bezug auf manche andere Landschaft, besonders auf die Strikes-Bezirke von England, mag diese geologische Herleitung vollkommen begründet sein; in Bezug auf die Lausitz dagegen erscheint sie als ein Vorgriff, da die hiesigen gesellschaftlichen Zustände lange vor Entdeckung und Ausnutzung der Kohlenlager angelegt und ausgebildet worden sind. Sie sind die Folge der starkentwickelten Hausindustrie.

Von würdigen Männern, welche durch ihr Amt in täglichen Verkehr mit dem Volke treten und in sittlichen Fragen eher ein strenges als mildes Urtheil fällen, hörte ich den religiösen Sinn der Weber anerkennen. Die Kirche wird fleißig besucht; viele Männer lesen zu Hause alte Erbauungsschriften, die sich von den Großeltern auf die Enkel vererbt haben. Ebenso wird die Verträglichkeit der in einer Stube zusammen vorhandenen Familien gerühmt; selten hört man von Zwist, ja die hausnachbarliche Freundlichkeit steigert sich oft zu aufopfernder Freundschaft in Noth und Krankheit. Es wurden rührende Fälle erzählt, wo ein Hausgenosß mit wahrem Edelmuthe verpflegt wurde.

Raum wird auch in der Lausitz die Erscheinung, welche sich in andern Industriegegenden geltend macht, ausbleiben, daß die Hausindustrie mehr und mehr der eigentlichen Fabrikarbeit Platz macht. Das Handspinnen in den Wohnungen ist schon fast verschollen, einzelne Fabrikwebereien sind eröffnet, die Fertigung mancher Stoffe wird der Handstuhl dem Kraftstuhl überlassen müssen. Möge die Erfahrung lehren, daß diese wichtige Aenderung der socialen Verhältnisse eine ebenso gute Einwirkung auf die Sittlichkeit bewährt, als sie Verbesserung der materiellen Lage in Aussicht stellt!

VI.

Die Vierstädte.

Für Touristen, welche modischen Vergnügungen und hohen Kunstgenüssen nachgehen oder Industrie und Handel in höchster Entwicklung betrachten wollen, gehören selbst die größten Städte der sächsischen Lausitz zu den kleinen Orten, die man höchstens beim Zehnminutenhalt vom Bahnhof aus flüchtig ansieht.

Mittelstädte von 10,000 Einwohnern, die weder in weltberühmter landschaftlicher Schönheit prangen, noch von Fürstenhöfen mit dem Glanze der Kunst und des edlen Luxus bestrahlt sind, noch durch alterthümliche Bauart ein versteinertes Stück Mittelalter darstellen — solche Städte zählen ja bei der Mehrheit zum großen Troß der Orte, an denen man so rasch als möglich vorüberreilt. Dresden und Prag, oder Dresden und Breslau sind darum die Haltepunkte der meisten fremden Lustreisenden, welche die Eisenbahnen der Lausitz benutzen.

Ganz anders reisten unsre Vorfahren. Wie sorgfältig und liebevoll beobachtete Goethe auf seinen Ausflügen auch die kleinsten Zwischenstationen! Mit anmuthiger Kleinmalerei schildert er das Landstädtchen, in dessen von Fliegen durchsummtem Gasthof er Mittagssrast hielt und sich vom ehrsamem Fleischermeister über die Nahrung des Ortes, über Feld- und Weinbau erzählen ließ; mit genügsamer Naturfreude beschaut er die einfachsten Landschaften und sucht sich ein bleibendes Bild derselben zu erwerben; überall sammelt er die Ortszeitungen, um das Leben und Treiben der Bevölkerung kennen zu lernen; mit wahrer Pietät beachtet er jedes Werk des Kunstfleißes, und wär's auch nur ein alter Thorthurm oder ein hübscher Lizenbesatz an Stuhlbeschlagen.

Für einen solchen Meister im Beobachten und Darstel-

len würden wol manche ganz kleine Städtchen der Lausitz nicht undankbare Vorwürfe abgeben. In zweien derselben (in Pulsnitz und Königswartha) erhebt sich ein von schönen Parkanlagen umgebenes Schloß; die meisten — namentlich Bernstadt und Ostritz — liegen in so hübscher Landschaft, daß diese selbst für eine Art Park gelten könnte; alle sind saubere, gut gehaltene, gewerbsleißige Orte. Geschichtlich interessant ist das im Jahre 1673 von vertriebenen böhmischen Protestanten angelegte Neusalza und das katholische Schirgiswalde, das erst im Jahre 1845 förmlich an Sachsen gekommen ist; es war bei der Grenzregelung vergessen worden und lag nun halb herrenlos auf seiner aussichtreichen Höhe. Ist nicht ein solches zwischen zwei Stühlen niedergesetztes Städtchen ein seltner, zu einer humoristischen Novelle geeigneter Fall? Am meisten emporstrebend und durch seine Lage begünstigt erscheint die Tuchmacherstadt Bischofswerda, deren Fabrikshöfe man von der Eisenbahn aus rauchen sieht; die übrigen „Landstädte“ der Lausitz liegen von der Eisenstraße, welche in der Regel größeren Orten ebensoviel Zuwachs zuführt, als sie von kleinen ablenkt, ziemlich fern; nur Herrnhut hat das Glück, von dieser Schlagader des Verkehrs berührt zu sein.

Ein höheres Interesse als diese Landstädte haben die Bierstädte der Lausitz, nicht sowol wegen ihrer Größe — denn alle sind nur mittlere Provinzialstädte — als wegen der Bedeutung, die sie für die politische und Culturgeschichte der Provinz gehabt haben.

Die landschaftliche Umgebung der Bierstädte entbehrt zwar der bewältigenden Größe und üppigen Schönheit, aber nicht der Anmuth und Mannigfaltigkeit. Am wenigsten malerisch ist wol die Umgebung von Ramenz: doch verleihen ihm tiefe, um den Felsenhügel der Stadt gewundene Wiesengründchen und der Fernblick auf die dunkeln Waldsäume der Haide Annehmlichkeiten, welche den Reiz mancher Stadt des Tieflandes erregen könnten. Die Stadt Bautzen, welche auf einem nach der Spree schroff abstürzenden Granitfelsen fußt, zeigt schon durch ihre Lage,

daß sie als fester Ort Schirm gewähren sollte und trägt in ihren Mauern noch immer Beweise tüchtiger Wehrkraft; sie macht den Eindruck des stolzen, reichen Städtethums der Vorzeit. Löbau hat sich am Fuße seines schönen Berges auf dem ziemlich steilen Rande des Flußthales eine hübsche Lage erwählt; der weiten und freundlichen Aue von Zittau geben bedeutende Berge einen wirksamen Hintergrund.

Dem Freunde des Alterthums bieten diese Städte nicht eben reiche Ausbeute, da sie, durch Verwüstungen des Krieges und durch Brände fast vollständig zerstört, in ihrer jetzigen Gestalt der neueren Zeit angehören. Bauzen und Zittau haben schwere Belagerungen erfahren, Löbau und Ramenz sind im letzten und im laufenden Jahrhundert beinahe gänzlich abgebrannt.

Unter den Kirchen der sächsischen Lausitz genießt bloß die Ruine des Dybin die Ehre, in kunstgeschichtlichen Handbüchern angeführt zu werden. Nächst dieser spätgothischen Kirche dürften einzelne Theile der Stadtkirche von Ramenz, namentlich der Chor, die ältesten Reste kirchlicher Bauart darstellen. Die Simultankirche zu Bauzen bietet besonders an ihrer Langseite, deren Fenster mit reichem Fischblasen-Maßwerk geziert sind, einen stattlichen Anblick. Malerisch wirksam sind die beiden, von der Stadt umschlossenen, Kirchenruinen Bauzens, die Franziskaner- und Nikolaikirche; besonders der Friedhof der ersteren, dicht am schroffen Abhange des engen Spreethales gelegen, bildet bei Mondschein ein höchst anziehendes Architekturbild. Unter den kirchlichen Neubauten verdient durch schlichte Würde Anerkennung die dem wendischen Gottesdienste geweihte Klosterkirche zu Ramenz und durch die Eigenthümlichkeit ihrer Bauart die Hauptkirche von Zittau, ein Werk Schinkels. Die Decke ihres mächtigen Schiffes ist platt geschlossen, der Altar steht in einer flachen, fensterlosen Nische. Der Plan ist edelschön, die Ausschmückung zierlich und reich, das Ganze wie jeder Theil zeugt von einem würdigen Sinn für klare, maßvolle Formen. Und doch

wird auch ein Beschauer, der manche weltliche Bauten des Meisters als unübertreffliche Schöpfungen bewundert und sein großes Verdienst um die Belebung der classischen Formen hochschätzt, in diesem kirchlichen Baustyl eher einen bedeutsamen Versuch, als eine glücklich festgestellte Norm finden.

Einzelne Werke alter Bildnerkunst finden sich hier und da. In Kamenz werden in beiden Kirchen und auf dem Rathhause große Altarschnitzwerke aufbewahrt. In Zittau besteht neben der reichen Stadtbibliothek eine Sammlung von Kunstwerken mannigfaltiger Art (germanische oder slawische Graburnen, alte Waffen und Rüstungen, Kupferstiche und Bilder und vielerlei Curiositäten), welche manches Sehenswerthe enthält.

Unter den öffentlichen Bauwerken, welche dem Alterthum entstammen, zeichnen sich aus: der Rathhausthurm von Löbau, von dessen Zinnen zufolge einer alten Stiftung täglich heitere Klänge erschallen, und die Stadtmauer von Bauzen, welche sich kühn um den Granitabhang des Stadtfelsens schlingt und mit trotzigen Warten und Basteien reich besetzt ist. Einige alte und etliche aus der Roccocozeit herrührende Thorthürme erhöhen noch die Reize des stattlichen Gesamtbildes von Budissin. Die übrigen Vierstädte haben sich ihrer Befestigungen bis auf wenige Reste entledigt; in Zittau ist erst vor kurzem ein großer Theil der Mauern, die so manchen Sturm erlebt, abgetragen worden, so daß fast nur einige barocke Thorthürme übrig blieben. Anmuthige Spaziergänge mit Gebüsch und Blumenbeeten bilden jetzt den Umring der einst mit festen Mauern umgürteten Stadt.

Von den Rathhäusern, in und vor denen so manche bedeutsame Auftritte vorgingen, ist leider keins erhalten. Die Rathhäuser von Bauzen und Löbau, kaum über hundert Jahr alt, sind nüchterne, von benachbarten Privathäusern überragte Gebäude. In Kamenz und Zittau hat man versucht, Neubauten zu errichten, welche sich durch Größe und höheren Styl als die Brennpunkte des städtischen Lebens auszeichnen. Das neue Rathhaus von Kamenz,

das sich durch einen schlanken Thurm, durch zierliche Spitzpfeiler an den Ecken des bunten Dachs und durch die Rundbogenfenster und Altane seiner Fagade hervorhebt, ist der Stolz der Stadt, welcher einen solchen Bau nicht viele gleich groÙe Orte nachthun werden. Noch gröÙer und durch ernÙte Würde ausdrucksvoller ist das Rathshaus von Zittau, an dem man vielleicht bloÙ aussetzen kann, daÙ der alte Thurm, der sich in dem Neubau nicht symmetrisch einfügen lieÙ, stehen geblieben ist. Die Bildsäulen der Gerechtigkeit und Weisheit am Portale, eine Treppe, die manchem Schlosse nicht übel anstehn würde und ein prächtiger Festsaal zeugen von dem Reichthum und Kunstsinne der Gemeinde, wie denn überhaupt Zittau stattlicher und vornehmer erscheint, als manche weit gröÙere Stadt.

Imposant wirkt das SchloÙ von Bauzen, die Ortenburg, durch seine Lage und Massigkeit. Treppenartige Giebel, deren Absätze durch Circumflexschnörkel verbunden sind, geben den hochaufstrebenden, von wenigen schlichten Fenstern durchbrochenen Wänden einen kühnen Schwung. Das Thor, an dem ein Steinbild des Königs Matthias angebracht ist, trägt die Jahrzahl 1586. Ein Saal des Schlosses soll interessante Fresken enthalten.

Ein ehrenvolles ZeugniÙ für die Vierstädte stellen ihre Schulgebäude aus, fast lauter Neubauten, welche zu den stattlichsten Häusern der Orte gehören und deren sich keine Großstadt zu schämen brauchte.

Unter den Privathäusern haben einige hübsche Renaissance-Bauten in Bauzen und Zittau das meiste Anziehende. Die sauberen Straßen der Vierstädte sind meist mit Häuserreihen besetzt, wie man sie in allen jungen Mittelstädten findet. In den von der Eisenbahn berührten Städten macht sich der EinfluÙ der Bahnhöfe auf die Architektur sichtlich geltend. Wenn auch hier nicht, wie an andern Orten Sachsens, neue Straßen oder gar Stadtviertel wie Spargel aus der Erde wachsen, so entsteht doch überall eine Bahnhofstraße mit ansehnlichen Bauten, deren Styl man den Eisenbahnstyl nennen könnte.

In ihrer Stellung zum Weltverkehr sind die drei östlichen der Vierstädte im Vortheil vor Kamenz, welches von der Eisenbahn abliegt. Indes beweist dieser rührige Ort, daß er sich weder durch diese Ungunst der Lage, noch durch Unglücksfälle niederbeugen läßt. Die günstigste Stellung hat das am Knotenpunkte der schlesischen und böhmischen Bahn gelegene Löbau, dessen Kornmärkte dadurch bedeutend geworden sind; diese Stadt soll unter ihren Schwestern am bedeutendsten wachsen. Etwas geringer ist der Zuwachs von Zittau, was die Folge der Mitwerbung der böhmischen Elbbahn sein mag, durch welche die lausitzer böhmische Bahn beeinträchtigt wird. Am wenigsten Zunahme zeigt die alte Hauptstadt Bautzen, deren Einwohnerzahl sogar längere Zeit still stehen soll. Die Folgezeit wird lehren, ob diese Städte verstehen, sich bei der Gewerbefreiheit so gut zu stehen, wie Görlitz, das seine Mitgenossen am Sechsstädtebunde bedeutend überholt hat.

Ein besonderes Interesse hat unter den Vierstädten die kleinste als Geburtsort des größten Lausitzers. Doch wird wol zur Heimat keines unserer Dichtersfürsten weniger gewallfahrtet, als zu Lessings Vaterstadt. Die Ursache dürfte nicht bloß in der Abgelegenheit des Ortes, der zumal arm an Reliquien ist, auch nicht allein in dem Umstande zu suchen sein, daß Lessings Verdienste nur den Höhergebildeten, und unter diesen weniger den enthusiastischen Frauen und Jünglingen, als den ernstern Männern bewußt sind; der Hauptgrund liegt wol in Lessings Charakter, seinem männlich-selbstwüchsigem Wesen, das sich nach ureigenem Bildungstrieb gestaltete, ohne sich viel von äußeren Eindrücken beeinflussen zu lassen. In Lessings Schriften kommen nicht viele Stellen vor, die ihn als Sachsen, und sehr wenige, die ihn als Lausitzer kennzeichnen. Einer Hindeutung auf seine Heimat erinnern wir uns nur aus einer Stelle eines Erstlingslustspiels, wo er der wendischen Sprache scherzhaft erwähnt.

Lessing würde seine Vaterstadt, wo er in reiferen Jahren nie einen längern Aufenthalt nahm, kaum wieder kennen.

Sein Aelternhaus ist von der Erde verschwunden, das alte Ramenz ist ganz umgewandelt, aus der Vorzeit sind nur zwei Kirchen und ein Thorthurm übrig geblieben.

Und doch fände er als Wiederkömmling wol einige liebe Erinnerungen. Wahrscheinlich würde er die im Chor der Kirche aufgestellten Schnitzbilder und die in den Schränken der Sakristei verwahrten Meßbücher und Pergamenturkunden, die der wißbegierige Knabe jedenfalls oft sinnig betrachtet hat, mit Theilnahme beschauen; gewiß würde sein Auge mit Rührung auf den Grabsteinen verweilen, welche jetzt in der Vorhalle der Kirche aufgestellt sind. Da steht der Grabstein seines Großvaters, des Herrn Theophilus Lessing, geb. 1641 zu Schkeuditz, der Bürgermeister von Ramenz war; daneben der seines Vaters mit der Inschrift: „Hier ruhen die Gebeine M. J. G. Lessing's, Past. prim. zu Ramenz, geb. 1693, Sohn Theophili L., ging aufs Gymnasium nach Görlitz, 1712 auf die Universität nach Wittenberg, ward in seiner Vaterstadt 1717 zum Prediger, 1729 zum Archidiaconus und 1732 zum Pastor primarius berufen, feierte bei vollkommenen Leibes- und Geisteskräften 1768 sein Amtsjubiläum, starb nach seinem Wunsche, ohne bettlägerig zu sein, sanft und selig im 77. Jahre seines Alters, den 22. August 1770.“ — Auf dem Grabmal seiner Mutter, einer Pastorstochter, steht unter Anderm: „Sie genoß 45 Jahre das Glück einer vergnügten Ehe, lebte im Wittwenstand 7 Jahr und starb sanft und selig im 74. Jahr ihres Alters 1777.“

Die Stätte, wo Lessings Aelternhaus stand, liegt dicht an der Kirche auf dem Gipfel des Hügels, an dem die Stadt emporsteigt. Eine Granitplatte bezeichnet die Stelle, welche durch ein Standbild geziert werden soll.

Wer beträte dieselbe, ohne zu ernstem Sinnen ange-regt zu werden? War sie doch der Schauplatz, wo einer der größten Deutschen aufkeimte und seine Eigenart gegen den Willen liebender Aeltern durchkämpfen mußte, welche den talentreichen Sohn in dieselbe stillehrbare Laufbahn einzuführen strebten, in der seine Vorfahren gewandelt

waren. Hier spielte der Knabe, wenn er sich nicht mit seinen Lieblingen, den Büchern, beschäftigte; von hier wanderte er hügelab in die Stadtschule, wo er gewiß manche Probe frühreifen Geistes ablegte; hier trat der Leipziger Student, von der kalten Winterreise erschöpft, an jener Weihnacht ein, als er sich bei dem erzürnten Vater über seine geniale Art, Bildung zu suchen und schöpferisch zu wirken, verantworten mußte! Wer die Zwiegespräche wußte, die der strenge Oberpfarrer mit seinem Sohn in jener Zeit von Weihnacht bis Ostern führte, wo der genesende Jüngling im älterlichen Hause blieb; wer sich in die Kämpfe versetzen konnte, die in der Seele des jungen Dichters damals wogten, als es sich um den Verlust des Aelternssegens oder um Aufgeben des Triebes handelte, den der Genius ihm eingepflanzt hatte! Ob wol der würdige Pastor, der das Erscheinen mehrerer Meisterwerke seines Sohnes erlebte, wenn er die Emilia Galotti, die Minna von Barnhelm oder den Laokoon las, anerkennen lernte, daß sein Gotthold doch Recht gehabt, das unsichere und vor der Welt wenig ehrende Loos des Komödienschreibers und amtlosen Literaten zu wählen?

In der Kindheit Lessings versetzt lebhaft eine Reliquie, welche in dem nach dem Dichter benannten Stift *) aufbewahrt wird. Es ist ein altes Delbild, das den etwa sechs-jährigen Gotthold nebst einem jüngeren Bruder in ganzer Figur darstellt. Der letztere, in Schwarz gekleidet, führt ein Lamm; der ältere sitzt in scharlachrother Galatracht neben einem Haufen Quartanten, von denen er einen Band geöffnet hat. „Mit Büchern will ich gemalt sein oder ich lasse mich gar nicht abmalen“, hatte der kleine Gelehrte ausgerufen. Er blickt mit klugen, hellen Blicken vor sich

*) Das Lessingstift ist eine durch die Bemühung eines verstorbenen Ramenzer Arztes, Dr. Bönisch, im Jahre 1824 aus milden Beiträgen begründete und durch Liebesgaben, sowie durch ständische Zuschüsse unterhaltene Heilanstalt, welche am südlichen Fuße des Kirchenbügels am Ufer eines Teiches in freundlicher Umgebung liegt. Die Einrichtungen für Krankenpflege sind vortrefflich.

hin und man glaubt in dem Gesichtchen des kleinen Altflug die Grundzüge des schönen, geistvollen Kopfes zu erkennen, der uns aus den Bildnissen des Mannes vorschwebt. Das nicht ohne Verdienst gemalte Bild soll — was Wunder nimmt — noch nicht durch Kupferstich oder Steindruck vervielfältigt sein.

Wenn irgendwo, ist es wol an den Geburtsstätten großer Männer verstattet, stillen Träumereien nachzuhängen über die Frage, welchen Einfluß die ersten Jugendeindrücke auf den Genius ausgeübt haben mögen. Das Erscheinen von geistigen Heroen ist und bleibt freilich trotz aller biographischen, bis ins Kleinliche gehenden Forschungen ein unbegreifliches Wunder; aber Anregungen und Fingerzeige erhält doch auch der genialste Geist durch die Natur und die Menschen seiner Heimat. In Bezug auf Lessing steht wol fest, daß der sittlichstrenge oder gar herbe, gründlich gebildete und eifrig fortstudirende Vater vom bedeutendsten Einfluß auf den Knaben und Jüngling gewesen ist; sollte aber das Leben seiner Heimat ganz wirkungslos geblieben sein? Könnte nicht der Aufenthalt in einer Stadt, wo deutsch und wendisch gepredigt wird, den Knaben früh zur Auffassung nationeller Sonderheiten angeregt haben, in welcher später der Dramaturg sich hervorthat? Sollte die Anschauung vom Klosterleben, die der Knabe im nahen Marienstern gewinnen mußte und das Hörensagen von Herrnhut nicht dunkle Ahnungen von dem Gedanken erweckt haben, der in der Erzählung von den Ringen seine Blüthe fand?

Vielleicht wär' es für einen Lausitzer Literaturfreund keine undankbare Aufgabe, die Einflüsse aufzuspüren, welche auf Lessing, den von provinziellen Eigenheiten freiesten deutschen Dichter, in seiner Heimath eingewirkt haben.

VII.

H e r r n h u t.

Schaulustig recken sich die Köpfe aller fremden Reisenden aus dem Dampfswagen, sobald sich derselbe dem Hal-

tepunkte nähert, dessen Name Allen vertraut ist. Gehört doch das kleinste und jüngste Städtchen der Oberlausiz zu den weitestbekanntesten Orten nicht nur von Sachsen oder Deutschland, sondern von der ganzen Erde. An den eisigen Küsten Grönlands und im gluthigen Kafferlande, in den schwülen Niederungen Surinams und auf den luftigen Höhen Tibets, wo die Eingebornen noch kein Sterbenswörtchen von der Leipziger Messe und den Dresdener Kunstschätzen gehört haben, lernen Halb- und Ganzwilde den Namen dieses Städtleins voll Verehrung stammeln, sprechen ihn Hunderte von Sendboten des Evangeliums mit Heimweh aus. Wie viele unter fremden Himmelsstrichen ergraute Missionäre mögen sehnsuchtsvoll an die traute Gegend des Hutberges denken, wo ihre Kinder erzogen werden, wo sie selbst dereinst ausruhen dürfen und nach ihrem „Heimgang“ auf dem Friedhose schlafen werden!

Es ist eine kleine Weltstadt dies Herrnhut, der Stammort einer Gemeinde, die in kaum fünf Menschenaltern so emporgewachsen ist, daß sie Ausläufer in alle Erdtheile treiben konnte.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bedeckten moorige Wiesen und gestrüppartiger Niederwald den um den Hutberg liegenden Theil des Gutes Berthelsdorf, welches der Frau von Gersdorf gehörte. Im Jahre 1722 fällte Christian David den ersten Baum mit dem Ausrufe: „Hier hat der Vogel sein Haus funden und die Schwalbe ihr Nest, nemlich Deine Altäre, Herr Zebaoth!“ Die mährischen Brüder, welche sich hier, wo sie Duldung hoffen durften, Blochhütten erbauten, erregten bei den Lausitzern welche die nahe Landstraße begingen, halb Mitleid, halb Spott; was wollten Handwerker auf der rauhen, undankbaren Flur beginnen, der es sogar an Trinkwasser fehlte?

Wirklich würden die armen Ansiedler trotz ihrer Genügsamkeit wahrscheinlich verkommen sein, wenn ihnen nicht der Enkel der Gutsherrin, der bald das Gut käuflich übernahm, der junge Graf Zinzendorf, Unterstützung gewährt

hätte. Der Erlös der beiden Messerschmiede, welche sich zuerst angebaut hatten, betrug im ersten Halbjahre nur zwei Groschen.

Aber von allen Colonien tragen diejenigen die sicherste Bürgschaft des Gedeihens in sich, welche von Männern begründet werden, die um der Religion willen die Heimat verlassen. Verdanken doch auch die Vereinigten Staaten ihre Grundlage zumeist Puritanern, Quäkern und deutschen Mennoniten. Ein Jahr später zählte die Gemeinde 26, fünf Jahre danach 300 Glieder, von denen die Hälfte aus Mähren zugewandert war; im Jahre 1750 lebten hier 1000, zehn Jahre später gar 2000 Einwohner. Sie nährten sich schlicht und recht durch Wollespinnen und allerlei Gewerbe, bald wußten sie durch Rührigkeit und Rechtlichkeit einen bedeutenden Leinwandhandel zu begründen.

Der Nahrungsstand der betriebsamen und haushältigen „Herrnhuter“, wie sie vom Volke genannt wurden, ist bei allem Wechsel der Zeiten ein so gesicherter und gedeihlicher gewesen, daß man unter ihnen, wie unter den Quäkern, ein wirklich armes Gemeindemitglied nicht findet, und daß der Landesregierung kaum durch irgend einen Theil der Bevölkerung weniger die leidige Sorge um den Pauperismus erweckt wird.

Und dabei sorgten nicht etwa die Einzelnen blos für sich. Die Gemeindeangelegenheiten fanden hier, wie in allen Brüdergemeinden eine musterhafte Pflege. Für Herstellung von Straßen und Brunnen und Spaziergängen, für Gesundheits- und Sicherheitspolizei und besonders für Hebung des Schulunterrichts geschah in Herrnhut so viel, daß kaum große, reiche Städte im Verhältniß so viel geleistet haben. Bestehen doch für diese Gemeinde von etwa tausend Seelen sieben Klassen der öffentlichen Schule.

Was aber in weit höherem Maße Bewunderung erregt, das ist die Thätigkeit der hier gestifteten Genossenschaft auf dem Felde der religiösen Wirksamkeit. Die Brüderunität, welche sich im Jahre 1727 zu Herrnhut als Erneuerung der mährischen Brüder bildete, hat nunmehr

Tochtergemeinden im Norden und Süden Deutschlands (in der sächsischen Lausitz eine, im Jahre 1756 angelegte zu Kleinwelka bei Bautzen), in Dänemark und Schweden, in den Niederlanden, in Großbritannien (hier allein 14 größere Gemeinden), vier in Südrussland und eine große Anzahl in Nordamerika herangezogen; seit 1732, wo die ersten Missionare ausgesandt wurden, sind in Grönland, Labrador und Nordamerika, in Westindien und Guyana, in Südafrika und seit kurzem auch in Australien und Asien Missionsanstalten gegründet worden. Im Jahre 1858 waren auf 72 Missionsplätzen 304 Arbeiter beschäftigt und die Missionare, auf welche 86,881 Thaler verwandt wurden, zählten 74,187 Gemeindeglieder*). Jetzt gehören gegen eine halbe Million Christen zur Brüdergemeinde. Fürwahr, das sind Beweise eines gesegneten Eifers, gegen welche die Almosenvertheilung der reichen Klöster und die Wirkungskreise vieler geistlichen und weltlichen Genossenschaften weit zurückstehen.

Unterstützt wurde das materielle Gedeihen Herrnhuts durch manche äußere Verhältnisse, welche diesen Ort mehr als andere Orte der Provinz begünstigt haben. Vom Staat erfuhr die junge Gemeinde wol anfangs einige der Maßregeln, denen junge Secten selten entgehen; aber sie waren vorübergehend und dienten nur, den Gemeingeist anzuregen. Die Kriege, welche vielen andern Orten das schwerste Unheil brachten, berührten den kleinen Ort, der fremden Heerführern interessant war und deshalb oft wirksame Schutzbriefe erhielt, nur mit leichter Hand, Herrnhut erlitt weder Brand noch Plünderung, noch Seuchen. Die Lage des Ortes war für den Handel durchaus nicht so ungünstig gewählt, wie es anfangs erschien; als bessere Landstraßen angelegt und Eisenbahnen gebaut wurden,

*) Schmarba, der für die Schwächen der Missionsanstalten ein scharfes Auge hat, erklärt, daß die Herrnhuter in Missionsachen das einzige, wenn auch nicht in allen Einzelheiten nachahmungswerthe Muster bilden (Reise um die Erde, 2. Band, 1861).

fand Herrnhut die größten Erleichterungen des Verkehrs. Aber trotz aller dieser Vergünstigungen muß man die Erfolge der Gemeinde — wenn man nicht alles Gedeihen unmittelbar von der Fürsorge des Heilands ableiten will, wie die Herrnhuter selbst pflegen — größtentheils von der tüchtigen und zweckmäßigen Art ableiten, in der die Einzelnen ihre Haushalte, die Gemeinde ihre communalen und die Unität ihre genossenschaftlichen Angelegenheiten besorgt hat.

Man sollte meinen, es müsse jeden Lustreisenden locken, vom Leben und Treiben einer so eigenthümlichen und triebkräftigen Genossenschaft nähere Kunde zu erwerben; aber nur wenig Fremde nehmen sich die Zeit, um eigene Anschauungen von Herrnhut zu gewinnen. Welch oberflächliche und irrthümliche Ansichten geben sich in den Unterhaltungen kund, die sich im Eisenbahnwagen angesichts von Herrnhut entspinnen! Da hört man häufig berichten: die Ehen werden stets durch das Loos geschlossen; jeder junge Mann, den das Loos trifft, muß sich zu den Kaffern und Eskimos verbannen lassen u. s. w., und gar Mancher, der Herrnhut besucht hat, weiß von nichts zu berichten, als von der Farbe der Haubenbänder, an der sich Mädchen, Frauen und Wittwen erkennen lassen, von den Handlungen, wo man nicht „handeln“ (d. i. markten) dürfe, von den beliebten Waaren der Herrnhuter Bäcker oder den kostbaren Missionscigarren.

Thatsachen zu berichten, über welche das Conversations-Lexikon Aufschluß giebt, wäre rein unnützlich; hoffentlich erscheint es einem Leser, der den Hauptort der Brüdergemeinde nicht besucht hat, nicht ebenso zwecklos, wenn hier einige Anschauungen, wie sie ein Unbefangener bei kurzem Aufenthalte gewinnt, mitgetheilt werden.

Einem, der irgend eine deutsche Brüdergemeinde besucht hat, Herrnhut zu beschreiben, ist fast unnöthig. Alle Orte, wo eine größere Anzahl Brüder wohnen, haben ein städtisches Aussehen, weil die Herrnhuter fast immer, auch wenn sie unter Bauern leben, städtische Gewerbe treiben.

Dies scheint ein wesentlicher, obgleich oft übersehener Charakterzug. Die sociale Verfassung dieser Genossenschaften eignet sich besser für Industrielle; für reine Ackerbauer in Deutschland wäre ein Chorhaus mit communistischen Satzungen wahrscheinlich eine Unmöglichkeit.

Treffliche Straßen, mit gut gehaltenen Baumreihen besetzt, führen in die mauer- und thorlose Stadt. Längs ihrer geradlinigen saubern Gassen reihen sich in traulicher Gedrängtheit die Häuser, deren Bauform und Haltung man geradezu als Herrnhuterstyl bezeichnen könnte. Alle Privathäuser sind einstöckig, klein, ohne alle Ansprüche auf Eigenart und Schönheit, darum ohne die bizarren Formen und schreienden Farben, in welche „kunstsinlige“ Kleinstädter häufig verfallen, aber auch einförmig und nüchtern. Alle geben eine an die holländische erinnernde Sauberkeit kund, das ganze Haus erscheint blink und blank, frisch gefirnißt und geschuert. Blumen werden in den halb verhüllten Fenstern und in zierlichen Hausgärtchen eifrig gepflegt. Alle Gebäude, auch die Handlungen und Fabriken machen den Eindruck stiller, ehrbarer Landschulen oder Pfarrerwohnungen.

Denselben Stempel der Sauberkeit und Ehrbarkeit, aber auch der Nüchternheit tragen die öffentlichen Gebäude, nicht bloß die Chorhäuser mit ihren fensterreichen Mansarden, sondern auch die Betsäle. Man will die Stätte der Gottesverehrung nicht durch einen kühnen Thurm, durch eine schwungvoll gewölbte Decke, durch den Schmuck der bildenden Künste auszeichnen. Der Betsaal ist ein mäßig hohes, helles, weißes Zimmer, dessen Ausstattung nicht bloß höchst schlicht, sondern sogar in mancher Hinsicht unschön genannt werden darf.

Findet man die äußere und innere Beschaffenheit der Baulichkeiten Herrnhuts sehr ähnlich, wie in andern Brüderorten, so meint man bei der Einkehr im „Gemeinlogis“ irgend einer Herrnhuter-Ansiedlung sogar, man werde überall von demselben Bruder empfangen, und fühlt sich fast versucht, den Wirth, der mit rücksichtsvoller Freund-

lichkeit grüßt und mit eigener Ruhe und Präcision Bescheid giebt, zu fragen: „waren Sie nicht früher in Ebersdorf oder Miesky?“ In diesen Gasthäusern herrscht übrigens eine solche Sauberkeit und schlichte Ehrbarkeit, daß der Gast auf den Gedanken kommt: wenn diese Gemeinden für alle öffentlichen Posten so tüchtige Leute auszufuchen wissen, wie für ihre Gemeinlogis, so beweist dies ein großes Geschick zur Selbstregierung.

Die Begräbnißplätze der Brüdergemeinden sind durch ihre Wohlgehaltenheit, Prunklosigkeit und durch ihr freundliches Aussehen sprichwörtlich. Diese Eigenschaften fehlen auch dem Herrnhuter Gottesacker nicht, der von einer gutgepflegten lebendigen Hecke umschlossen ist. Aber auch hier empfängt man zugleich den Eindruck vorschriftmäßiger Einförmigkeit. Ein Grab ist wie das andere, jede viereckige Steinplatte liegt flach auf der Erde, ohne daß sich ein Hügel über dem Grabe wölbt, und ohne daß Blumenpflanzungen und frische Liebeszeichen an den herzlichen Verkehr erinnern, in dem treue Seelen mit ihren entschlafenen Freunden stehen. Wie viel ausdrucksvoller ist doch ein altväterischer Kirchhof mit seinen Nasenhügeln und mannigfaltigen Grabsteinen, wenn auch manches seiner Denkmäler mehr abschrecken als gefallen sollte! Ein erhöhtes Interesse hat der Herrnhuter Friedhof durch seine Grabchriften. Menschen aus allen Theilen der Erde ruhen an dieser Stätte beisammen, hier ein Siebenbürge oder ein Elssasser, dort ein Norweger; mancher Bruder, der als Greis von seinem Dienst unter den Heiden „ausgeruht“ hat, liegt hier begraben. Außerdem ist dieser Platz eine wahre Geschichtshalle für den Ort und die Unität. In der Mitte ruht ein Kind „als Erstling allhier begraben 1730“; nah am Thore liegt „Christian David, des Herrn Knecht, der den ersten Baum zum Anbau von Herrnhut fällte“; in der Mitte durch hervorragende Grabsteine ausgezeichnet, sind die Gräber Zinzendorfs, „des unvergeßlichen Mannes, der 1760 einging in seines Herrn Freude“ und seiner vornehmen Verwandten und Freunde.

Eine zweite geschichtliche Stätte besitzt Herrnhut, aber nicht — wie der weitverbreitete Glaube lautet — in seinem Schoße, sondern in dem nahen, anmuthig gelegenen Berthelsdorf, wohin ein schattiger Lindengang führt. Jene Stätte ist das Sitzungszimmer der Unitäts-Ältesten-Conferenz, der obersten ausübenden Behörde in der geistlichen Republik der Brüderkirche. Die zwölf Ältesten wohnen zumeist in diesem Dorfe, dessen Rittergut sammt Zinzendorfs Schlosse in den Besitz der Unität gekommen ist. Das schlichte Zimmer, in dem ein von zwölf Stühlen umringter Tisch und einige Actenschränke die ganze Ausrüstung ausmachen, hat ein doppeltes Interesse. Zunächst durch die Bildnisse, welche dasselbe zieren. Das eine stellt den hochverdienten Amos Comenius dar, der großen Welt bekannter als Pädagog und Verfasser des *Orbis pictus*, denn als Bischof der Mährischen Brüder; ein zweites den ehrwürdigen Apostelkopf des Bischof Horn; ein drittes einen jugendlichen, blühenden Hofherrn des 18. Jahrhunderts in scharlachrothem Galakleide. Man darf wohl getrost irgend einen Physiognomen vor dies tüchtige Bild Rupekfys führen, er wird nicht errathen, daß es den Stifter einer Religionssecte, einen bis zur Schwärmerei religiös empfindenden Mann, den Grafen Zinzendorf, darstelle.

Noch mehr als das Beschauen dieser Bildnisse beschäftigt den Besucher dieses Zimmers die Erwägung, daß in demselben Beschlüsse gefaßt werden, welche in räumlicher Hinsicht weiter reichen, als die Beschlüsse irgend eines deutschen Ständesaales oder Cabinettes, und daß die hier Rathschlagenden trefflich verstehen, viele weitzerstreute Mitglieder zu regieren, ohne daß jemals Klage über zu große Lockerheit oder Straffheit der Zügel entsteht.

Jene Schränke bergen die Acten und Briefwechsel in Betreff aller über die fünf Erdtheile zerstreuten Brüdergemeinden, sie enthalten namentlich Berichte über die zahlreichen Erziehungsanstalten der Unität von den schlichten Schulen an, in denen Eskimos das A B C lernen und das Einmaleins durchaus nicht begreifen, bis zu den Gym-

nastien und theologischen Seminarien, welche in Schlesien und Nordamerika bestehen, und den zahlreichen Privatschulen, in welchen Brüder und Schwestern die Kinder von Gemeindegliedern und viele fremde Kostgänger erziehen.

Die Ältesten-Conferenz (U. A. C.) gliedert sich in vier Abtheilungen, deren jede einem besondern Geschäftskreise vorsteht, aber bei wichtigen Fragen das Gutachten aller Mitglieder einholt. Die Ältesten, meist zugleich Bischöfe, werden durch die in der Regel alle zwölf Jahr abgehaltenen Synoden der Unität erwählt, zu welchen sämtliche Gemeinden der drei Provinzen (Europa, Afrika und Amerika) bevollmächtigte Mitglieder senden. An der letzten, im Jahre 1857 gehaltenen Synode nahmen 61 stimmfähige Männer theil. Dieser Synode ist die Conferenz für ihre Verwaltung verantwortlich.

Die Regierungsgrundsätze dieses Senates ähneln im Wesentlichen denen jedes guten Bundesstaates; man gewährt den Provinzen in ihren besonderen Anliegen Selbstständigkeit und ordnet nur die allgemeinen Angelegenheiten des großen Ganzen.

Ein genauer Einblick in das Schalten und Walten dieser Ältesten würde wol manche goldene Klugheitslehre, jedenfalls aber manche interessante psychologische Thatsache ergeben. Besonders merkwürdig erscheint der Gebrauch des Looses. Auffallenderweise wird nehmlich von diesem Regierungsrathe — wie ich aus glaubwürdigstem Munde vernahm — ein Glaube, der sonst bei der Wahl der Gattinnen maßgebend war, aber es nicht mehr ist, noch festgehalten, der Glaube nehmlich, daß der Wille des Heilands in dem Orakel, welches man gewöhnlich ein Spiel des Zufalls nennt, sich reiner äußere, als in den Gedanken der von Vorurtheilen und Leidenschaften nie freien Menschenseele. So ist noch kürzlich die schwierige Frage, ob in Tibet ein Missionsplatz anzulegen sei, durch das Loos endgiltig entschieden worden. Das Befremdende dieser an das griechische und römische Alterthum erinnernde

Maßregel mindert sich etwas, wenn man erfährt, daß nach einem verneinenden Ausfalle des Looses später eine neue Anfrage geschehen darf.

Enthält schon das Walten des Senates der Unität manches dem Laien Schwerverständliche, so birgt vollends das Gemeindeleben der Brüder so viel Eigenartiges, daß nur ein vollkommen Eingeweihter hoffen darf, es zu begreifen. Demokratische, socialistische und hierarchische Elemente wirken in eigenthümlicher Mischung in diesen Gemeinden zusammen, die sich quietistisch vom größern Leben des Staates, dem sie angehören, zurückziehen und nach dem Vorbilde der urchristlichen Gemeinden brüderliche Genossenschaften darzustellen streben.

Ein Gemeinderath besorgt die weltlichen Angelegenheiten, die Gemeindedirection überwacht unter Mitwirkung von Helfern, Aufsehern und Vorstehern die Sitten, stellt also ein Censorencolleg dar. Aber die Art, wie man diese strenge „innere Mission“ erfolgreich und doch erträglich ausübt (die Chorpfleger erforschen beim „Sprechen“, welches eine Art Ohrenbeichte zu sein scheint, die innersten Falten der Herzen), wie man der Jugend, welcher durch vollständige Isolirung der Geschlechter und durch das Fernhalten der weltlichen Kunst manche unschuldige Freude versagt bleibt, das eintönige Arbeitsleben zu würzen weiß; ferner die Grundsätze, nach denen man dem Arbeiter im Chorhause gestattet, aus der communistischen Werkstätte auszutreten, um seine eigne Wirthschaft zu begründen — Alles das und vieles Andere bleibt dem Laien unergründlich. Nur so viel wird ihm klar, daß ein reger Gemeinsinn, eine wahre Begeisterung für die besondere Lebensform in der Brüder-Gemeinde herrschen muß, und daß diese gesellschaftlichen Einrichtungen sich nur für Menschen eignen, welche nicht bloß durch weltliches Interesse, sondern durch ein religiöses Band verknüpft sind.

Daß das Leben in einer Herrnhuter-Gemeinde nicht jedem, auch noch so ernstem und warmreligiösen Gemüthe zusagt, beweist die Aussage Schleiermacher's. „Hier wurde“

— schreibt er — „der Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion gelegt, die mich bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht haben würde. Ich hatte schon mancherlei religiöse Kämpfe bestanden. Jetzt ging ein neuer Kampf an, der durch die Art, wie die Lehre vom natürlichen Verderben und von übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeinde behandelt, und fast in jedem Vortrag verwebt wurde, fast so lange gedauert hat, als ich ein Mitglied derselben gewesen bin. Ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung verdächtig und ein bloßes Werk der Umstände erschien. . . . Vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit mich jeder Blick auf mich selbst mit Hinsicht auf die Lehre auf die künftigen Vergeltungszustände überzeugete, von deren Wirklichkeit außer mir mich jeder Vortrag und jeder Gesang, ja jeder Anblick der bei einer solchen Stimmung so einnehmenden Menschen überredete und die nur vor mir zu fliehen schienen. Denn wenn ich auch einen Schatten erhascht zu haben glaubte, so zeigte es sich doch bald als ein Werk, als eine unfruchtbare Anstrengung meiner Phantasie. Wir jagten vergeblich nach den überirdischen Gefühlen und dem, was in jener Gesellschaft der Umgang mit Jesu hieß.“

Darf man nach dem Gottesdienst der Herrnhuter einen Schluß auf das innere Leben der Einzelnen wagen, so scheint es nicht, als ob der zu Schleiermachers Zeit herrschende Geist, der leicht zu Selbstquälerei, zu dumpfer Verzagtheit oder ekstatischer Schwärmerei führt, die Gemüther so beherrschte, daß jene Gefahren nothwendig eintreten müssen. Die Lieder des jetzt gebräuchlichen Gesangbuches, in dem nach den Worten der Vorrede „ein und das andere unbequeme und dem Mißverständnis unterworfenene Wort verändert ist“, enthalten immer noch einige der süßlichtändelnden oder unschönen Wendungen, die sonst daran gerügt wurden. Der sanfte und reine kirchliche Gesang der Brüdergemeinden ist mit Recht als mustergiltig bekannt. Ihre Liturgie hatte manche Züge, die ergreifend an das

ideale Leben der urchristlichen Gemeinden erinnern und ist frei von den Härten und Ueberschwänglichkeiten, die uns in den Bethälen der Quäker und Methodisten befremden. Sonntags finden sich nicht wenige Einwohner benachbarter Orte, die nicht zur Brüdergemeinde gehören, in Herrnhut ein, um dem Gottesdienste beizuwohnen.

Läßt man sich angelegen sein, die Ansichten solcher Kirchgäste und anderer Bewohner der Umgegend über das Leben der Brüder zu erfahren, so hört man nur eine Stimme über die Rechtschaffenheit, den sittlichen Ernst, den Fleiß und die Haushältigkeit der Gemeindeglieder, über die vortreffliche Art, in der die öffentlichen Angelegenheiten geführt werden. „Es wäre prächtig“, äußerte ein verständiger alter Weber, „wenn in unserm Gemeindeleben Alles so gut besorgt würde, wenn so viel Gemein Sinn und Eintracht herrschte, wenn auch unsere Jugend von tollen Freuden und Verschwendungen abgehalten würde. Aber, das glaube ich, nach Herrnhut passen nicht alle Menschen und meinen Sie, daß es gut wäre, wenn alle Menschen Herrnhuter würden? — Als ich ihn nach dem Grunde fragte, antwortete er: „Ja, sehen Sie, in der Bibel steht: Der Herr machet fröhlich Alles, was da webet. Soll man der jungen Welt auch ein Tänzchen in Ehren verwehren? Das Leben am Webstuhl ist doch auch gar zu einerlei, wenn nicht einmal eine Lustbarkeit erlaubt ist“. Und nun äußerte sich der ehrliche Graukopf über die Freuden seiner Jugend, die er nicht zu bereuen habe, so hübsch, daß ich an Burns' schönes Lied: *What signifies the life o' man, an't were not for the lasses o!* erinnert wurde und daß ihm wol selbst ein abgesagter Feind aller Weltfreuden nicht hätte zürnen können.

Vielleicht macht sich in neuerer Zeit ein ähnliches Gefühl in den Herzen mancher Brüder der amerikanischen Provinz geltend. Eine würdige Frau, deren Schriftstellername Talvj lautet, erzählt: „Die Herrnhuter in Amerika (in Bethlehem und Nazareth) unterscheiden sich jetzt (1860) wesentlich nicht von anderen deutschen Niederlassungen Penn-

sylvaniens. Alles Herrnhutische ist verwischt, in der Mädchenschule zu Bethlehem wird Tanzen gelehrt“.

Sollte es in der That dem Seelenheile schaden, wenn ein Mädchen neben den Rosabändern seines Häubchens zuweilen einen Rosenkranz trägt und auf grünem Rasen zu den Klängen eines Reigens eine ehrsame Menuett tanzt? Erlauben sich die Männer die Cigarre, welche doch auch ein unnöthiger Schmuck des Lebens ist und ohne Zweifel schaden kann; warum nicht der Jugend eine unschuldige Lustbarkeit gönnen?

Ob die deutschen Brüder jene Neuerung der Amerikaner billigen oder für bedenklich erachten, wissen wir nicht; aber das läßt sich aus den Aeußerungen ihrer Nachbarn in der Lausitz mit Gewißheit schließen, daß die Herrnhuter, wenn sie den harmlosen Schmuck des Lebens zuließen und dabei in derselben Rechtlichkeit, Betriebsamkeit und sittlichen Strenge fortlebten, wie bisher, von ihren Landsleuten nicht weniger geachtet, ja noch höherer Ehre würdig gefunden werden und vielleicht als wirksameres Vorbild dienen würden. Puritanische Strenge liegt nun einmal dem Charakter der Lausitzer — seien sie nun deutscher oder wendischer Abkunft — so fern, daß gewiß die wenigsten der im reiferen Alter zu den Brüdern Uebergetretenen aus der Lausitz stammen und daß schon aus diesem Grunde die Brüdergemeinden wahrscheinlich immer nur kleine zerstreute Inseln darstellen werden, in denen bei aller rührigen Geschäftigkeit friedliche Stille und ernster religiöser Sinn waltet.

Ob die Herrnhuter nicht dereinst aus ihrem politischen Quietismus heraustreten, wie die Quäker es gethan, ob sie nicht auch Friedensmänner, ähnlich Cobden und Bright, in die deutschen Kammern einführen werden, wird die Zukunft lehren. Die Befähigung zu solcher Wirksamkeit wird ihnen gewiß Niemand absprechen, der gesehen hat, wie tüchtig die Brüdergemeinden die schwere Kunst der Selbstverwaltung verstehen!



